

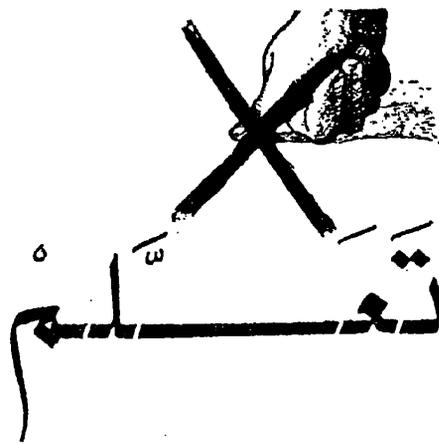
AUF DEM SARKOPHAG des phönizischen Königs Ahiiram von Gebal ist uns die älteste derzeit bekannte alphabetische Schrift erhalten geblieben. Von ihr lassen sich die späteren Alphabete ableiten, wie eine Galerie im Museum von Beirut vor Augen führt. Der heutige Staat Libanon und seine Hauptstadt sind stolz auf ihre phönizische Vergangenheit. Das ändert aber nichts an der Tatsache, daß 3200 Jahre nach Ahiiram unter den heute hier Lebenden noch 30 Prozent Analphabeten sind. Beim Hafen von Beirut findet man sie in einem Elendsquartier massiert, das den bezeichnenden Namen «*La Quarantaine*» trägt. Seine 15 000 Bewohner sind durch die Schranken der Armut und Unwissenheit abgeschirmt.

Einer ist hier trotzdem eingedrungen: *Franz Jan Mulder*, ein holländischer Jesuitenbruder. Er hatte Medizin studiert, aber der Einbruch der Deutschen im Zweiten Weltkrieg hatte ihm den Abschluß verdorben. Wie zwei seiner Brüder trat er in den Orden ein, aber das Angebot, Theologie zu studieren, schlug er aus: er beharrte bei seiner ärztlichen Berufung und wurde schlichter Krankenbruder, der zeitweise auch Bäcker oder Koch zu spielen hatte. Erst mit 41 Jahren schlug seine Stunde. Die Medizin verschaffte ihm Zugang zu den Ärmsten. Im Bestreben, den Menschen in ihren jeweils drängendsten Nöten zu dienen, überwand er nicht nur die Schranken des Elends, sondern auch die der Religion. Fast alle Bewohner des Viertels sind nämlich Moslems. Ihr religiöser Chef, der *Scheich*, ist heute Mulders wirksamster Freund. Auch eine Reihe von Medizinstudenten und weitere, meist aus dem Quartier selber gewonnene Helfer sind Moslems.

Mulder hatte bald eingesehen, daß es einer geduldigen Erziehungsarbeit bedurfte: so viele Tabus und eingewurzelte Gewohnheiten standen seinen Bemühungen um Gesundheit und Hygiene entgegen. Besonders diskriminiert und verschlossen fand er die Frauen und Mädchen vor. Mit Kursen in Stricken

und Weben, später in Säuglingspflege und Hygiene gewann er ihr Interesse und Vertrauen.

In diesem Rahmen entstand dann auch eine Alphabetisierungsschule, und zwar nach der Methode von *Paolo Freire*, die als Hauptziel die «Bewußtwerdung», die Wahrnehmung der sozialen Situation anstrebt. Eine junge Libanesin, *Nada Sikiar*, hat sie in La Quarantaine erstmals für die arabische Sprache ausprobiert. Bereits wird sie auch mit Erfolg bei erwachsenen Arbeitern in einigen Fabriken angewandt. Ausgangspunkt jeder Stunde ist die Diskussion konkreter Situationen des täglichen Lebens und des Quartiers. In einer heuer während sieben Monaten durchgeführten Beobachtung



haben sich die «alphabetisierten» Mädchen im Vergleich zu Altersgenossinnen mit offizieller Schulbildung als fähiger erwiesen, zu konkreten Problemen eine eigene Meinung zu äußern. Die Erfahrungen haben in zwei Modellen für Lehrhefte ihren Niederschlag gefunden. Auf der ersten Seite sieht man die Abbildung, die wir hier abdrucken. Durchgestrichen ist der Gestus der Erniedrigung: der Fingerabdruck, der anstelle einer Unterschrift den Analphabeten für amtliche Ausweise abgenommen wird. Das erste nämlich, was hier jeder und jede zu schreiben lernt, ist der eigene Namenszug. Von jetzt ab wissen sie: wir sind jemand. *L. K.*

Zeugnis

Alphabetisierung im Elendsviertel: Unter Moslems in der «Quarantäne» – Jesuitenbruder mit Arztberuf – Paolo Freires Methode auf arabisch. *Ludwig Kaufmann*

Länderbericht

Libanon – Land in labilem Gleichgewicht: Konfessionen und Volksgruppen im Kreuzungspunkt der Kulturen – Subtiles Spiel proportionaler Vertretungen – Volkszählung von 1937 bleibt maßgebend – Zunahme der sunnitischen Moslems wird ignoriert – Herrschende Familien besetzen Staats- und Kirchenämter – Ausländischer Einfluß über das Privatschulwesen – Maroniten und Melkiten – Zwischen den Mülsteinen Syrien und Israel. *Robert Hotz*

Prognose

Zur Energiekrise: Nur die Gesamtenergie geschlossener Systeme bleibt konstant – Die Erde aber ist kein geschlossenes System – Heutige und künftige Energielieferanten – Hohe Kosten, wenn Kohle und Uran in die Lücke springen sollen – Problemreiche Nebenwirkungen – Fragezeichen gegenüber zeitlichen Vorhersagen – Überkonsum der Industrieländer – Noch kein Kollaps «dank» Unterkonsum der Dritten Welt. *Johannes Bernard, München*

Religionssoziologie

Die künftige religiöse Institution: Untersuchung über zwei Pfingstergemeinden – Warum haben sektenartige Gruppen eine Chance? – Institutionelle Eigenform und Anleihe bei der Tradition – Man bleibt im Rahmen einer Kirche – Eine katholische und eine protestantische Gruppe – Beiden gemeinsam ist der zwanglose, aber intensiv gefühlbetonte Gottesdienst – Aber Unterschiede in Führung und Autorität – Rivalisierende Ansprüche in der protestantischen Gruppe – Die Führung durch Laien bei den Katholiken weniger problematisch – Zurückbindende Präsenz der Priester – Zukunft der Spontangruppen. *John B. Snook, New York*

Kirchenrecht

Kirchenrecht und Humanisierung des Menschen (2): Zur Problematik der Stellvertretung – Tendenz zur Entpersönlichung – Scholastische Sakramententheologie nach dem Modell der Rechtsvertretung – Ehesakrament als Ausnahme – Aber die Ausnahme von der Regel begründet das wahre Prinzip – Statt stellvertretend im Namen Christi, in Ähnlichkeit mit Christus handeln. *John T. Noonan, Berkeley USA*

Literatur

Der Krimi – Fiktion des Verbrechens: Der ursprüngliche Kriminalroman verfolgte den Ablauf und die Motivation des Verbrechens – Verlagerung der Perspektive auf die Aufdeckung der Tat – Berühmte Detektivgeschichten – Trotz Gegensatz zur modernen Erzähltechnik auch heute erfolgreich – Das Gute siegt, das Böse wird dezent beseitigt. *Georg Bürke, Wien*

Land in labilem Gleichgewicht

Der Libanon zwischen Orient und Okzident

Zu allen Zeiten war das Gebiet des heutigen Libanon eine Drehscheibe des Handels und ein Kreuzungspunkt der Kulturen. Namen wie Tyros, Byblos, Baalbek und Tripoli können dies belegen. Tyros, die Hauptstadt der Phönizier, entwickelte sich bereits im dritten Jahrtausend vor Christus zur reichen Handelsstadt. Byblos (Gebal) ist die älteste ständig bewohnte Stadt der Welt. Hier wurden anstelle der alten ägyptischen Hieroglyphen die ersten Schriftzeichen, die Vorläufer unseres heutigen Alphabets, geschaffen. Baalbek zeugt mit seinen einmaligen Tempelruinen noch immer von der einstigen Größe und Bedeutung des alten Heliopolis. Und Tripoli verweist mit seinen Festungsbauten aus der Kreuzfahrerzeit auf den Einbruch der westlichen Welt in den Vorderen Orient, ein Einbruch, der noch in der Gegenwart spürbar ist, nicht zuletzt durch die Existenz der (katholischen) Maroniten, der stärksten christlichen Gemeinschaft im Libanon.

Die maronitischen Christen des Mont Liban vermochten sich, zusammen mit den Drusen, wenn auch nicht ohne gelegentliche blutige Fehden untereinander, immer eine gewisse Unabhängigkeit zu bewahren, selbst unter der türkischen Herrschaft. 1861 anerkannte die Osmanische Pforte diese Autonomie. 1920 wurde der Mont Liban sowie Beirut und die Bekaa (die Ebene zwischen Libanon und Antilibanon) zusammen mit Syrien französisches Mandatsgebiet. Durch die Abtrennung von Syrien 1926 zu einer Republik vereinigt, sahen sich die Christen des Mont Liban plötzlich einer starken islamischen Gruppe gegenübergestellt. Es mußte ein «modus vivendi» gefunden werden, der sich schließlich in einem subtilen Spiel mit den proportionalen Vertretungen der einzelnen Konfessionen und Volksgruppen tatsächlich einstellte. Nach einer dreijährigen englischen Besetzung im Zweiten Weltkrieg erlangte der Libanon Ende 1943 seine volle Unabhängigkeit. Dabei wurde ein ungeschriebenes Übereinkommen geschlossen, daß auf dem Gebiet der Innen- und der Außenpolitik stets die Zustimmung der beiden stärksten religiösen Gruppen, der (christlichen) Maroniten und der (islamischen) Sunniten erforderlich sei. Dieses Abkommen ist noch immer in Kraft und garantiert ein gewisses Gleichgewicht der Kräfte.

Das – falsche – Kräfteparallelogramm

Die religiöse Zusammensetzung der libanesischen Bevölkerung ist durch eine verwirrende Vielfalt gekennzeichnet. Die Christen sind nicht nur durch verschiedene Konfessionen, sondern innerhalb derselben auch noch durch verschiedene Riten aufgesplittert, was viele Probleme mit sich bringt, da die religiösen Einzelinteressen der verschiedenen Gruppen immer wieder in Konflikt mit den politischen Gesamtinteressen geraten.

Um dies zu verstehen, muß man sich nur einmal die verschiedenen Riten und Denominationen vor Augen halten:

- das maronitische Patriarchat (katholisch),
- das griechisch-orthodoxe Patriarchat,
- das melkitische Patriarchat (katholisch),
- das armenisch-orthodoxe Patriarchat (vorchalkedonisch),
- das armenisch-katholische Patriarchat,
- das syrisch-orthodoxe Patriarchat (vorchalkedonisch),
- das syrisch-katholische Patriarchat,
- das syrisch-chaldäische Patriarchat (vorchalkedonisch),
- die chaldäische Gemeinde,
- die lateinische Kirche (katholisch),
- die Protestanten.

Wenn man von dem ebenfalls keineswegs homogenen Block der fünf katholischen Gruppen absieht, haben die Kirchen untereinander keine kirchliche Gemeinschaft. Statt Freundschaft bestimmen vielmehr Rivalitäten das Bild. Die vielbeschworene Ökumene läßt selbst unter den Katholiken noch vieles zu wünschen übrig. Hierbei wirkt es sich auch durchaus nicht zum Vorteil für die Einheit aus, daß mindestens fünf Patriarchen wenig-

stens zeitweise im Libanon selbst residieren, denn fünf Köpfe machen niemals ein einziges Haupt!

Zum Glück für die Christen bilden auch die Mohammedaner im Libanon keinen einheitlichen Block, sondern zerfallen in die beiden Hauptgruppen der Sunniten und Schiiten, wozu noch die Alaiten und Ismaeliten kommen. Die Drusen sind eine Gemeinschaft für sich, die den Koran auf eigene Weise auslegt und in ihrer Geheimlehre der Seelenwanderung zentrale Bedeutung gibt. Als Sondergruppe werden sie sowohl von den Christen wie von den Moslems umworben und spielen deshalb gelegentlich das politische Zünglein an der Waage.

Die Juden, welche einst zumindest im Handel spürbar vorhanden waren, sind inzwischen größtenteils ausgewandert.

Die 99 Abgeordneten des Parlaments werden noch immer nach einem Schlüssel gewählt, der sich aus den Prozentzahlen der Volkszählung von 1937 ergab: 30 Maroniten, 20 Sunniten, 19 Schiiten, 11 Griechisch-Orthodoxe, 6 Melkiten, 6 Drusen, 5 Armenier, 1 Protestant, 1 Vertreter der übrigen Minderheiten.

Wann immer man nach der nationalen Zusammensetzung des Libanon fragt, wird einem stets sofort und ohne Wimpernzucken das Ergebnis der Volkszählung von 1937 aufgetischt, obwohl jedermann weiß, daß sich inzwischen ganz erhebliche Verschiebungen zuungunsten der Christen und der Schiiten ergeben haben. Die einst 60% Christen machen heute vorsichtig geschätzt noch 47% der Bevölkerung aus. Die Zunahme liegt vor allem bei den sunnitischen Moslems. Kein Wunder also, wenn Christen und Schiiten, die ihren Einfluß bedroht sehen, von einer neuerlichen Volkszählung nichts wissen wollen. Weshalb aber suchen die Sunniten nicht ihre Position auszubauen?

Familienherrschaft

Genau besehen sind es ganz bestimmte, alte Großfamilien, die im Libanon die eigentliche Herrschaft ausüben. Sie haben sich schon längst untereinander arrangiert. Und wenn das Regierungskarussell einmal wieder eine Runde dreht, so darf man sicher sein, daß jede der entscheidenden Familien ein Mitglied, einen Verwandten, Freund oder Vertrauensmann darin sitzen hat. Auch religiöse Ämter sind teilweise zum privaten Jagdgebiet einzelner Familien geworden. Der griechisch-orthodoxe Patriarch ist ein *Salibi*. Zweifellos wird auch sein Nachfolger wieder ein *Salibi* sein.

Die ganze Mentalität libanesischer Herrschaftsvorstellungen offenbarte sich zum Beispiel beim Empfang von Nassers Sohn in Beirut. In Ägypten kräht kein Hahn nach diesem Sohn. Im Libanon hingegen wurde er wie ein Fürst gefeiert. Man konnte sich eben gar nicht vorstellen, daß dem Sohn eines so berühmten Vaters keine Bedeutung zukommen könnte.

Daß dieses System der Familienherrschaften und das komplizierte Spiel mit den Proporzahlen nicht nur Vorteile mit sich bringt, bedarf wohl keiner Erklärung. Denn unvermeidlich sind es dabei nicht immer die Tüchtigsten, die es zu Amt und Würden bringen.

Beinahe groteske Formen nimmt das System jedoch an, wo es um Polizei und Militär geht. Wenn das Heer tausend Soldaten braucht und sich dafür zwar genügend Mohammedaner melden, weil sie eher den ärmeren Schichten angehören, so kann man nur so viele von ihnen einstellen, wie es der Proportion zu den gemeldeten Christen und Drusen entspricht. Hier könnte einmal eine äußere Gefahr zu einem unmittelbaren inneren Ungleichgewicht führen. Bedrohliche Anzeichen dafür sind bereits vorhanden.

Religiöse Gemeinschaften als Schachfiguren ausländischer Mächte

Die Existenz katholischer Christen im Libanon bedeutete von allem Anfang an für westliche Großmächte einen Anreiz zu brüderlicher oder (ehrlicher gesagt) politischer Hilfe und Einflußnahme. Die Maroniten hatten sich bereits ausgezeichnet mit den Kreuzfahrern verstanden. Im 16. Jahrhundert gelang es François I., Frankreich zur Schutzmacht der Katholiken im

Osmanischen Reich zu machen. Damit kamen auch lateinische Missionare in den Vorderen Orient. Bei allen Leistungen, die sie in der Folge erbrachten, muss doch bekannt werden, dass sie sich nicht bloß als religiöse Sendboten verstanden, sondern auch als Exponenten ihrer westlichen Kultur und – wohl ungewollt – auch als Vertreter ausländischen politischen Einflusses.

Sie bauten ein Privatschulsystem auf, das noch heute blüht, und wo natürlich französisch unterrichtet wurde. Amerikanische protestantische Missionare gründeten 1866 eine amerikanische Universität in Beirut. Die (französischen) Jesuiten zogen 1881 mit einer katholischen Universität französischer Sprache gleich. Erst 1953 errichtete der libanesische Staat eine eigene Universität, und 1966 gründete Ägypten in Beirut eine arabische Universität. Genau besehen hatte die Schaffung jeder dieser Universitäten einen religiös-politischen Hintergrund. Gleiches ließe sich am Beispiel der übrigen Hochschulen des Landes demonstrieren.

Die ausländischen Missionare trugen nicht gerade zur Schaffung einer friedlichen Koexistenz auf religiösem Gebiet bei. Vielmehr begann mit ihrem Erscheinen die große Jagd auf die Gläubigen anderer religiöser Gemeinschaften, ein Phänomen, das man mit dem Namen Proselytismus kennzeichnet.

Die Engländer sahen übrigens dem Ausbau des französischen Einflusses im Vorderen Orient ebenfalls nicht untätig zu. Sie liierten sich mit den Drusen. Die blutigen Kämpfe, die sich Maroniten und Drusen zwischen 1840 und 1860 lieferten, waren letztlich ein Machtkampf zwischen englischen und französischen Interessen. Und noch heute liefern sich westliche Mächte auf libanesischem Boden ein geheimes Seilziehen, wobei sich die Franzosen vor allem mit Hilfe der katholischen Gemeinschaften noch immer halten können. Allerdings ist seit dem israelischen Konflikt eine weitere ausländische Macht auf den Plan getreten, die ihren Einfluß besonders über die (mohammedanischen) Sunniten geltend macht, nämlich Ägypten.

Die religiösen Führer als politischer Machtfaktor

Bei dieser Lage der Dinge versteht es sich von selbst, daß die religiösen Führer im Libanon einen erstrangigen politischen Machtfaktor darstellen. Vom Ausland unterstützt, verstehen sie sich auch ausgezeichnet mit den «großen Familien» des Landes, deren Kinder ja auch stets in den entsprechenden Privatschulen erzogen werden ... Übrigens verfügen die religiösen Gemeinschaften auch über großen Landbesitz, und es wird behauptet, zwei Fünftel des Landes gehörten ihnen.

Die stärkste christliche Kirche des Libanon, die Maroniten, leiden allerdings zur Zeit unter einem Mangel an zentraler Führung. Patriarch *Paul Pierre Meouchi* zeigt sich seiner Aufgabe nicht voll gewachsen und genießt kein großes Ansehen.

Eine um so größere Bedeutung kommt dem melkitischen Patriarchen *Maximos V. Hakim* zu. Schon sein Vorgänger war eine hervorragende Führernatur gewesen und hatte auf dem Zweiten Vatikanum eine bedeutende Rolle gespielt. Der melkitische Patriarch führt den Titel eines Patriarchen von Antiochien, Jerusalem, Alexandrien und dem ganzen Orient. Seiner Jurisdiktion unterstehen auch die melkitischen Gemeinden in Syrien, Ägypten, dem Sudan und in Israel. Eine starke melkitische Gemeinschaft in den USA bietet ihm zudem finanziellen (und auch politischen) Rückhalt.

Die weite Verbreitung der Melkiten gibt ihrem Patriarchen eine internationale Basis. Als ehemaliger Erzbischof von Akka (Haifa) kennt er auch Israel aus eigener Anschauung. Sein Nachfolger in Haifa, Erzbischof *Joseph Raya*, ist übrigens durch seine Aktionen für die Bewohner der beiden Dörfer Bir'im und Ikrit inzwischen weltweit bekannt geworden. Es ist charakteristisch, daß Erzbischof Raya sowohl für die Maroniten von Bir'im wie auch für die Melkiten von Ikrit streitet. Auch im Libanon selbst übernehmen oft auch die Melkiten für die Maroniten die Führung. Patriarch *Maximos V.* ist allerdings zu vorsichtigem Lavieren gezwungen, denn gerade die Syrer betrachten ihn mit Mißtrauen. Nichtsdestoweniger

könnte er unter Umständen bei einer Verständigung mit Israel eines Tages eine Schlüsselfigur werden.

Die Schweiz des Vorderen Orients

Obwohl nur 10 170 km² groß (ein Viertel der Schweiz), zählte der Libanon 1969 schätzungsweise 2 536 000 Bewohner, davon 536 000 Ausländer (255 000 Syrer, 151 000 Palästinenser, 27 000 Europäer). Bis in die jüngste Zeit galt der Libanon als «Schweiz des Vorderen Orients», entfielen doch 17% des Nationaleinkommens auf den Tourismus. 1971 kamen über eine Million Fremde in den Libanon. Beirut ist mit seinen über 150 Banken zudem ein Finanzplatz von internationaler Bedeutung, wobei auch die Tatsache eine Rolle spielt, daß der Libanon für den Transithandel ins Innere der arabischen Halbinsel ideale Voraussetzungen bietet, vorausgesetzt allerdings, daß die Grenzen zu den Nachbarn offen bleiben.

Die Schließung der syrischen Grenzen im Zusammenhang mit dem Konflikt der libanesischen Armee mit den palästinensischen Guerillas bedeutete für das Land einen schweren Schlag. Nicht allein der Handel stagnierte in diesem Sommer 1973, auch der Tourismus ging ganz entscheidend zurück.

Die handelsmäßig günstige Lage des Libanon, die seinen Reichtum ausmacht, gibt diesem Land automatisch auch eine strategische Bedeutung. Und es ist bei politischen Erpressungen seitens seiner Nachbarn in keiner besonders glücklichen Lage, sofern es nicht im internationalen Kräftespiel auf ausländische Unterstützung rechnen kann.

Die Industrie ist nur schwach entwickelt. Die eigene Quelle des Reichtums liegt in der Landwirtschaft, denn der Libanon ist der «Garten des Orients». Aber bisher sind nur 20% des Bodens bewässert. Zudem leben 63% der libanesischen Bevölkerung in den Städten. Und wenn der Libanon für seine arabischen Nachbarn einen Anziehungspunkt darstellt, so kann es doch die eigenen Bewohner nicht alle hinreichend ernähren. Die Bevölkerungszunahme ist hoch, jährlich rund 3,2%. Entsprechend hoch ist auch die Auswanderung. Heute leben über 1,1 Millionen Menschen libanesischen Ursprungs im Ausland, davon 400 000 in den USA und 500 000 in Südamerika.

Die Libanesen adaptieren sich in der Fremde relativ leicht, denn sie kommen aus einem Land, das ohnehin stark verwestlicht ist und in welchem die französische Kultur noch immer eine große Bedeutung besitzt, wenn sich hier auch zusehends eine Änderung abzeichnet.

Grundlose Freudenschüsse

In der Nacht vom 7. Juli wurden morgens um halb zwei Uhr viele Bewohner Beiruts durch ein krachendes Feuerwerk aus dem Schlaf gerissen. Mancher dachte zuerst an den Ausbruch neuer Feindseligkeiten. Doch die Böller sollten der Bevölkerung nur die freudige Nachricht kundtun, daß das Land wieder eine neue Regierung habe. Auf dieses freudige Ereignis hin angesprochen, reagierten manche Libanesen eher düster. «Darüber haben sich bestenfalls diejenigen zu freuen, die einen Regierungsposten errungen haben», erklärte mir ein Libanese kurz. Noch immer ist die Frage ungeklärt, wie der Libanon es fertigbringen wird, nicht zwischen den Mühlsteinen Israel und Syrien zermalmt zu werden.

Die Israelis versäumten es denn auch nicht, sich prompt in Erinnerung zu rufen. Am 8. Juli knallte es erneut über Beirut. Diesmal waren es israelische Jagdflieger, die mit einem Überschallknall ihre Gegenwart und Macht demonstrierten. Für diesen Knall bedurfte die Bevölkerung wahrlich keiner Interpretationshilfe.

Doch was sollen sie tun? Offiziell leben 184 000 palästinensische und arabische Flüchtlinge im Libanon, die meisten davon in Lagern und menschenunwürdigen Unterkünften. Die UNRWA errechnete, daß eine Familie von fünf Personen durchschnittlich über eine Unterkunft von zehn Quadratmetern verfügt. Wen kann es erstaunen, daß auf einer solchen Fläche keine Zufriedenheit wächst ...

Aber es sind nicht diese Flüchtlinge als solche, die das eigentliche Problem darstellen, sondern die mit ihnen verbundenen Manipulationen von außen, die zugleich eine Eingliederung verunmöglichen. Den Syrern ist jedes Mittel im Kampf gegen die Juden recht, vor allem wenn der Krieg auf fremdem Boden ausgetragen werden kann. Die Israelis wiederum versuchen die Libanesen zu erpressen, um den Syrern zu schaden.

Früher oder später wird den Libanesen die Qual der Wahl nicht erspart bleiben, wenn sie nicht die Freiheit jeder Wahl verlieren wollen. Kenner rechnen im Herbst mit einer neuerlichen Auseinandersetzung der libanesischen Armee mit den Guerillas. Über den Ausgang dieses Kampfes wagt jedoch niemand eine Prognose.

Robert Hotz

Zur Energiekrise

Die Industrienationen werden durch düstere Prophezeiungen erschreckt. Das Wort «Energiekrise» macht immer häufiger Schlagzeile. Werden in wenigen Jahren die Öfen ausgehen und die Räder stillstehen?

Dieses Thema verdient eine eingehende Erörterung. Hier beschäftigen wir uns zunächst mit dem Energieerhaltungssatz, dann mit den Energielieferanten, und anschließend diskutieren wir Nebenwirkungen der Energieerzeugung.

Der Satz von der Erhaltung der Energie

Der Satz von der Erhaltung der Energie sagt aus, daß die Gesamtenergie abgeschlossener Systeme konstant bleibt. Ein abgeschlossenes System tauscht keine Energie mit der Umgebung aus. Dies wird in der Praxis nie erreicht; es gibt jedoch Systeme, die diesem Zustand sehr nahe kommen. Als Beispiel möchte ich die in einer Thermosflasche eingeschlossene Flüssigkeit erwähnen. Wäre die Flüssigkeit vollkommen von der Umgebung isoliert, so bliebe die in der Flüssigkeit enthaltene Energie- oder Wärmemenge konstant und die Temperatur würde sich im Laufe der Zeit nicht ändern.

Der Begriff Gesamtenergie deutet schon auf eine Aufteilung hin. Es gibt verschiedene Formen der Energie, und die für unser Thema wichtigen sind die mechanische, chemische, elektrische, Wärme- und Atom- oder Kernenergie. Diese verschiedenen Energieformen können ineinander umgewandelt werden; allerdings sind dieser Umwandlung Grenzen gesetzt, worauf wir noch zu sprechen kommen.

Von der Möglichkeit der Energieumwandlung lebt praktisch die gesamte Technik. Dazu einige Beispiele. In einem Motor wird die chemische Energie des Treibstoffs in Bewegungsenergie und in einem Heizkraftwerk die chemische Energie von Erdöl, Erdgas und Kohle in Wärmeenergie umgewandelt.

Besonders einleuchtend erkennt man die Prozesse der Energieumwandlung an einem Wasserkraftwerk. Die in einem hochgelegenen Reservoir gespeicherte Wassermenge entspricht gespeicherter mechanischer Energie (der Physiker nennt sie potentielle Energie). Während des Falles verwandelt sie sich in Bewegungsenergie (kinetische Energie); der Betrag der kinetischen Energie ist proportional der Fallhöhe. Diese bewegte Wassermenge treibt Turbinen, die wie ein Fahrraddynamo elektrische Energie liefern können, die in Haushalten und Industrieanlagen verbraucht wird. Das ins Tal gelangte Wasser kann durch Verdunsten unter Einwirkung der Sonnenstrahlung in die Atmosphäre und von dort wieder in das Reservoir gelangen. Damit schließt sich der Wasserkreislauf.

Eine Energieform muß dem Verwendungszweck angepaßt sein. So scheidet zum Beispiel die Kernenergie für den Antrieb von Autos und Flugzeugen u. a. deshalb aus, weil Kernbatterien von dicken Betonwänden, die die Umgebung vor radioaktiver Strahlung schützen, umgeben sein müssen.

Der Satz von der Erhaltung der Energie darf nicht so interpretiert werden, als könnte alle verbrauchte Energie wiedergewonnen werden. So wird zum Beispiel die zur Heizung eines Raumes aufgewandte Wärmeenergie an die Umgebung abgegeben und ist nicht weiter nutzbar. Die Bewegungsenergie eines Autos verwandelt sich beim Bremsen in Reibungsenergie und Reifenverschleiß. Die zur Verformung eines Bleches aufgebrauchte Energie wird nicht zurückgewonnen, wenn die Verformung rückgängig gemacht wird; im Gegenteil, denn dazu ist zusätzliche Energie notwendig. Nur die bei einem Prozeß gespeicherte Energie kann wiedergewonnen werden. Das bekannteste Beispiel ist der Akkumulator. Beim Laden wird Energie gespeichert, die beim Entladen abgegeben wird.

Zu Beginn dieses Abschnitts wurde der Begriff abgeschlossenes System, in dem die Gesamtenergie konstant bleibt, eingeführt. Unsere Erde ist kein abgeschlossenes System, denn sie strahlt dauernd Wärmeenergie in das Weltall ab und sie absorbiert Sonnenenergie, ohne die biologisches Leben und Wachstum nicht möglich sind. Viele hoffen nun, daß mit einer besseren Ausnutzung der Sonnenenergie die Energieprobleme der Zukunft bewältigt werden können. Damit werden wir uns noch beschäftigen.

Die Energielieferanten

In den industrialisierten Ländern sind Erdöl, Erdgas und Kohle derzeit die wichtigsten Energielieferanten, und damit stoßen wir auf das Hauptproblem der Energieversorgung. Denn diese Träger chemischer Energie entstanden im Laufe von Jahrtausenden und regenerieren nicht in einem überschaubaren Zeitabschnitt. Für das, was jetzt verbraucht wird, gibt es keinen direkten Ersatz.

Kritisch ist die Versorgungslage für Erdöl und Erdgas. Falls der Verbrauch wie bisher steigt, werden die bekannten Reserven noch in diesem Jahrhundert erschöpft werden. Dies ist besonders besorgniserregend im Falle des Erdöls, weil es als Treibstoff für Auto- und Flugzeugmotore nicht zu ersetzen ist. Der Wirkungsgrad aller übrigen Antriebsmöglichkeiten ist viel kleiner. Darüber hinaus verlieren wir einen der Grundstoffe für hochwertige Medikamente und künstliche Nahrungsmittel.

Weniger kritisch ist die Versorgungslage für Kohle, weil die Reserven, vorausgesetzt, daß wir keinen sprunghaften Verbrauchsanstieg erleben, noch für Jahrhunderte reichen. Die Kohle wird an Wert gewinnen, und man arbeitet intensiv an der Entwicklung neuer Förder- und Verarbeitungsmethoden.

Die Energiegewinnung durch Wasserkraftwerke wird vom Rhythmus des Wasserkreislaufes bestimmt. In den industrialisierten Ländern ist sie praktisch nicht mehr ausbaufähig, weil sie an die Grenzen ihrer Kapazität gestoßen ist.

Die Kernenergie steht noch am Anfang; sie wird aber bald eine dominierende Rolle spielen. Kernenergie entsteht in Reaktoren, in denen spaltbares Uran unter großer Energieabgabe zerfällt. Nun enthält natürliches Uran nur 0,7% spaltbares Uran (Uran 235); zum Betrieb in Reaktoren wird dies auf einige Prozente angereichert. Man benötigt also große Mengen natürliches Uran, und deshalb wird auch dieser Energielieferant bald erschöpft sein. Inzwischen hat man jedoch einen Reaktortyp entwickelt, in dem natürliches Uran in spaltbares Material (Plutonium) umgewandelt wird. Damit steigt die Menge des Kernbrennstoffes um mehr als das Hundertfache, und es scheint, daß diese Brutreaktoren oder Brüter, wie man sie nennt, das Energieproblem der Zukunft lösen können. Daß damit aber noch nicht alle Probleme gelöst sind, werden wir im übernächsten Abschnitt sehen.

Zukünftige Energielieferanten?

Außer durch Spaltung sehr schwerer Atomkerne kann durch Verschmelzen sehr leichter Atomkerne Energie gewonnen

werden. So entsteht die Sonnenenergie; dort wird bei der Verschmelzung zweier Wasserstoffatome zu einem Heliumatom Energie frei, welche ins Weltall abgestrahlt wird. Diesem Prozeß verdanken wir nicht nur, wie schon erwähnt, biologisches Wachstum und den Wasserkreislauf, sondern auch die fossilen Energieträger Erdöl, Erdgas und Kohle, die unter Sonneneinstrahlung entstanden.

Von einer Realisierung des Fusionsreaktors – der Verschmelzung schwerer Wasserstoffatome zu Heliumatomen – ist man jedoch noch weit entfernt. Denn dieser Prozeß kann nur bei Temperaturen von einigen hundert Millionen Grad in Gang gehalten werden. Die hiermit verknüpften Schwierigkeiten hat man noch nicht überwunden, und es ist auch nicht sicher, ob sie mit den Mitteln der modernen Technik überwunden werden können. Deshalb werden wir in diesem Jahrhundert die großtechnische Anwendung dieses Verfahrens nicht mehr erleben.

Eine andere Möglichkeit ist die Direktumwandlung von Sonnenenergie in elektrische, chemische oder Wärmeenergie. Im kleinen Maßstab wird dies in künstlichen Satelliten, die über Sonnenbatterien mit Energie versorgt werden, praktiziert. Nun ist die zu gewinnende Energie proportional der bestrahlten Fläche, und man errechnet, daß es riesiger Flächen bedarf, wenn die Direktumwandlung der Sonnenenergie nennenswert zur Energieversorgung beitragen soll. Nehmen wir zum Beispiel eine über den Tag gemittelte Energiezufuhr von 100 Watt pro Quadratmeter an (ein optimistischer Wert, der vielleicht in sonnenreichen Gegenden erreicht wird). Bei einem Kraftwerk mit einer Energieabgabe von 100 Millionen Kilowatt – ein Bruchteil des augenblicklichen Bedarfs in der Bundesrepublik Deutschland – müßte eine Fläche von 1000 Quadratkilometer mit Sonnenbatterien oder -reflektoren bedeckt werden. Diese Fläche entspricht einem Quadrat mit 32 Kilometern Seitenlänge. Damit scheidet diese Möglichkeit aus.

Weiter werden u. a. die Ausnützung von Meeresströmungen und der Temperaturunterschiede in den Ozeanen diskutiert. Es wird jedoch erst in Jahrzehnten abzuschätzen sein, ob diese Verfahren einen nennenswerten Beitrag zur Energieversorgung leisten können.

Nebenwirkungen

Kohle und Uran sollen die Energielücke in diesem Jahrhundert schließen. Durch Kohleverflüssigung kann die Erdölverknappung überwunden werden. Dieses Verfahren ist jedoch sehr teuer, so daß dann die Zeit des billigen Treibstoffes endgültig vorbei sein wird. Außerdem belasten die Hydrierwerke die Umgebung. Kann man dies unseren Flüssen und unserer Atmosphäre noch zumuten?

Es geht dabei nicht nur um die Schadstoffe, die ausgeschieden werden, sondern auch um die Wärmemengen, die an die Umgebung abgegeben werden. Falls diese über größere Gebiete gemittelten Wärmemengen vergleichbar sind mit der Wärmemenge, die durch Absorption der Sonnenstrahlung in der Atmosphäre und Erdoberfläche entsteht, werden Klima und biologisches Wachstum entscheidend beeinflusst. Dies ist jetzt schon in dem Ballungszentrum Ruhrgebiet der Fall. Dort betragen die abgegebenen Wärmemengen mehr als zehn Prozent der eingestrahelten Sonnenenergie.¹

Uran als radioaktives Material verursacht weitere Probleme. Die radioaktive Strahlung in der Umgebung von Reaktoren stellt derzeit zweifellos keine Gefahr dar. Wird dies aber noch gelten, wenn eine große Zahl von Reaktoren hoher Leistung in Betrieb ist? (In der BRD gibt es zehn Reaktoren kleiner

Leistung; der Bau von 200 Reaktoren hoher Leistung bis zum Jahre 2000 ist vorgesehen.)

Kritischer ist die Lagerung radioaktiven Abfalls und die Beseitigung stillgelegter Reaktoren. Dafür benutzt man frühere unterirdische Salzwerke. Wie groß ist deren Aufnahmekapazität? Unbegrenzt ist sie nicht.

Besonders Brutreaktoren erfordern strenge Sicherheitsvorschriften, um ein «Durchbrennen» zu verhindern. Denn nach einem Durchbrennen ist ein Umkreis von einigen Kilometern auf Jahre unbetretbar. Obwohl die Wahrscheinlichkeit eines Durchbrennens sehr klein gehalten werden kann, werden die Sicherheitsmaßnahmen zur Vermeidung einer Katastrophe allerorten diskutiert. So erproben die Engländer ihren ersten Brutreaktor auf einer unbewohnten Insel im Norden Schottlands, und der amerikanische Physiker Eduard Teller schlägt unterirdische Standorte oder ihre Verlagerung ins Meer, weit weg von der Küste, vor. Damit bleiben Wohngebiete außerhalb der Gefahrenzone.

Alle diese notwendigen Schutz- und Sicherheitsmaßnahmen werden uns teuer zu stehen kommen.

Was soll geschehen?

Dazu gibt es alles andere denn eine eindeutige Antwort, was bei der Komplexität der Probleme auch nicht zu erwarten ist. Denn es handelt sich nicht nur um eine Herausforderung an Wissenschaftler und Techniker; sehr viel hängt von der Politik und den Möglichkeiten der Finanzierung ab. Da mischen natürlich die Ideologen mit, ja nach von Weizsäckers Äußerungen zu den Grenzen des Wachstums «... wird man den schmerzlichen Eindruck nicht los, in welchem hohem Grade wissenschaftliche Meinungen ideologischen Charakter tragen».² Entsprechend sind die Lösungsvorschläge.

Zeitliche Vorhersagen sind u. a. deshalb mit Fragezeichen zu versehen, weil die Vorräte an Bodenschätzen nicht genau bekannt sind. Doch halte ich es für falsch, wenn man von neuen Funden und Entdeckungen eine Lösung der Energieprobleme erwartet.

Denn die Ursache dieser zu erwartenden Krise liegt in dem unmäßigen Energie- und Konsumgüterverbrauch der industrialisierten Länder. Bei einer entsprechenden globalen Verschwendung wären die Vorräte wahrscheinlich schon längst erschöpft. Die Bevölkerung der Vereinigten Staaten macht nur 6 Prozent der Weltbevölkerung aus, sie verbraucht aber mehr als 30 Prozent der Weltenergie. Das eine Drittel der industrialisierten Länder verbraucht mehr als zwei Drittel der jährlichen Erdölförderung, und zwar derzeit etwa zwei Milliarden Tonnen. Würden ab heute die restlichen zwei Drittel der Weltbevölkerung ebenso viel verbrauchen, die bekannten Reserven von 90 Milliarden Tonnen wären in weniger als fünfzehn Jahren erschöpft.

Der Energieverbrauch wird natürlich durch den hohen Verbrauch an Konsumgütern angeheizt. Hierzu schreibt Swoboda in dem Buch «Hat die Zukunft eine Zukunft?», daß der Durchschnittsamerikaner im Laufe seines Lebens 10000 Einwegflaschen, 17500 Konservendosen, 126 Tonnen Müll, 35 Autoreifen und zwei bis drei Autos wegwirft. Ein solcher Konsumstandard ist global überhaupt nicht denkbar. Wenn eine Angleichung der unterentwickelten an die entwickelten Länder erfolgen soll, dann ist dazu unbedingt eine Senkung des Konsums in den «fortgeschrittenen» Ländern notwendig.³

Bisher hatte man wegen der Bevölkerungsexplosion in den Entwicklungsländern diesen den «Schwarzen Peter» einer

¹ K.M. Meyer-Abisch, Die ökologischen Grenzen des Wirtschaftswachstums. Umschau 645, 12 (1972).

² C.F. von Weizsäcker, Grenzen des Wachstums. Die Naturwissenschaften 267 (1973).

³ Helmut Swoboda, Hat die Zukunft eine Zukunft? Verlag A. Fromm, Osnabrück 1972.

katastrophalen Weltentwicklung zugeschoben. Den übernehmen jetzt die Industrieländer wegen der verantwortungslosen Ausbeutung der Bodenschätze. Deshalb muß hier angesetzt werden. Wir vermeiden nur dann eine wirtschaftliche Katastrophe, wenn wir zu einer radikalen Reduzierung des Energie- und Konsumgüterverbrauchs bereit und fähig sind.

Dies erfordert einschneidende Änderungen unserer wirtschaftlichen Praktiken. Solange Rentabilität, Gewinn, Erhöhung der Produktion und Wirtschaftswachstum die bestimmenden Kriterien sind, wird der Energieverbrauch nur als Kostenfaktor eine Rolle spielen, wird man, wenn es billiger ist, Rohstoffe und nicht Abfallprodukte aufarbeiten, wird man weiter zum «Wegwerfen» und «Neuanschaffen» auffordern. Erst wenn eine spürbare Verknappung an Rohstoffen eintritt, wird man sich der Müllhalden erinnern. Deren Aufarbeitung kostet aber dann zusätzliche Energie, dies verursacht eine zusätzliche Umweltverschmutzung, dies erfordert zusätzliche Schutzmaßnahmen ...

So komplex die Dinge auch sind und so manche Unsicherheitsfaktoren wir bei den Prognosen zu berücksichtigen haben, müßte man sich für das weitere Handeln mindestens in den zwei folgenden Punkten einig sein:

► Die Dritte Welt hat ein Recht auf Entwicklung. Deshalb muß man ihr einen höheren Anteil an den Bodenschätzen zubilligen. Weil jedoch eine stärkere Ausbeutung der Bodenschätze unvernünftig ist, müssen die Industrienationen ihren Anteil einschränken und von ihrem Überfluß abgeben.

► Die kommenden Generationen haben ein Recht auf menschenwürdige Lebensbedingungen. Wir handeln verantwortungslos, wenn wir ihnen eine verschmutzte und ausgeplünderte Erde mit Müllhalden und Autofriedhöfen hinterlassen.

Johannes Bernard, München

DER AUTOR hat eine Zeitlang in Algerien gelebt und wirkt derzeit als Wissenschaftler am Max-Planck-Institut für Physik und Astrophysik in München.

DIE ZUKÜNFTIGE RELIGIÖSE INSTITUTION

Untersuchung über zwei Pfingstlergemeinden

Welche Rollen werden religiöse Institutionen in den technologisch entwickelten Gesellschaften der kommenden Jahre wahrscheinlich spielen? Angenommen, ein vager und umfassender Begriff wie «Entmenschlichung» wäre Hinweis auf einige ernste Schwierigkeiten in den Strukturen solcher Gesellschaften, würden dann religiöse Institutionen für die Vermenschlichung des heutigen Menschen bedeutungsvoll sein?

Solche Fragen lassen sich im Grunde nicht beantworten, und doch ist der Versuch, es zu tun, eine der wichtigsten Aufgaben, die sich dem Studium der Religion stellen kann. Das Problem ist nur, *wie* man den Versuch anstellt. Zunächst, so scheint mir, erfordert selbst ein bescheidener Erfolg in dieser Richtung ein sorgfältiges Denken über die Struktur und Funktion heutiger religiöser Institutionen. Und wir können diese weitgreifenden Fragen nur auf der Grundlage von verschiedenen Annahmen angehen, die durch die neuere Forschung gerechtfertigt erscheinen.

Welche Religionsform ist heute möglich?

Der Begriff «Religion» gehört zunächst zu einer Kategorie, die eine Vielheit von Aspekten menschlicher Erfahrung einschließt und sich auf ein viel breiteres Gebiet bezieht als nur auf jene Erfahrungen, die sich in institutioneller Form manifestieren. Das will heißen, daß die Fragen nach der Motivation zur Teilnahme an religiösen Institutionen nicht alle Fragemöglichkeiten im Bereich religiösen Erlebens erschöpfen können. Da die Frage nach der Einmaligkeit und Nichtrückführbarkeit religiöser Erfahrung sehr dornig ist, mag es sich als nützliche Strategie erweisen, zunächst nur die spezifischen Fragen über religiöse Institutionen herauszuarbeiten, um so Ordnung ins Arbeitsgebiet zu bringen. In diesem Fall erwiese sich die Einmaligkeit eher als Kennzeichen von religiösem Erleben überhaupt, als von einer Sonderform religiöser Teilnahme.

Ferner, und das ist äußerst wichtig, können wir gewisse Annahmen über die Art religiöser Institution machen, wie sie durch die Bedingungen des heutigen Lebens begünstigt wird. Wenn die drei Typen von Troeltsch, wenigstens als grobe Indikatoren für den vollen Bereich der Möglichkeiten, noch anwendbar sind, dann bezieht sich das, was er «Mystizismus» nennt, auf jene religiösen Erfahrungen, deren man unabhängig von überholter Institution teilhaftig werden kann.

Andererseits ist es vernünftig anzunehmen, daß eine Institution von der Art «Kirche» in der technologisch entwickelten Ge-

sellschaft unmöglich wird. Zwar kann man sinnvollerweise sagen, eine totalitäre Gesellschaft funktioniere unter manchen Rücksichten wie eine religiöse Institution von der Art einer Kirche. Doch in einer eher pluralistischen Umgebung, wo Wissenschaft und Technologie hoch institutionalisiert sind, kommt religiösen Institutionen keine derartige Funktion zu. Religiöse und quasi-religiöse Institutionen mögen Teil des Regierungsapparates eines totalitären Staates sein, aber selbst unter diesen Voraussetzungen werden sie nie mehr die von allen angenommenen Symbole kontrollieren oder eine unbestrittene Herrschaft über die Definition von Wahrheit ausüben, weil die Wissenschaft ihre eigenen Wahrheitsansprüche stellen wird. Solche Institutionen können bestenfalls «Leer-Kirchen» werden. Kurz, in modernen Gesellschaften üben die Religionen nur in ganz bestimmten Situationen und für eine sehr beschränkte Kundschaft die Kontrolle über Symbole und Wahrheitsdefinition aus.

So müssen wir annehmen, daß für entwickelte Gesellschaften die einzige institutionelle Möglichkeit unter den klassischen Religionstypen irgendeine Art von Sektentum ist. Wenn man, wie ich glaube, die amerikanischen Denominationen als solche Arten betrachten darf, dann stimmt diese Annahme auch voll mit der tatsächlichen religiösen Situation Amerikas überein. Dabei reicht der empirische Bereich der Möglichkeiten von dem, was man «entartete Kirchen» nennen könnte (traditionelle Gruppen, die teilweise in theokratischer Erinnerung leben), bis hin zu den bewußt separatistischen Gruppen, deren Mannigfaltigkeit für Uneingeweihte fast unvorstellbar ist. Aber alle zeichnen sich durch die gleichen Eigenschaften aus, wie sie sektiererischen Gruppen (nach der Definition von Troeltsch und Weber) zukommen, das heißt alle bemühen sich stark um innere Solidarität und Brüderschaft und um die Entwicklung der eigenen Weltanschauung, um diese Brüderschaft zu fördern. Diese Bestrebungen werden in jedem Fall den Sakramentalismus in Richtung ethischer Interessen und persönlicher Aszese modifizieren, oder wenigstens dazu führen, das Ritual zur Stützung der korporativen Identität der Gruppe zu gebrauchen.¹ Solche Gruppen tauchen als Untereinheiten innerhalb einer weiteren Gesellschaft auf. Sie dienen dazu, den Individuen

¹ Sollte argumentiert werden, daß die ökumenischen Bestrebungen der alten Denominationen solch partikularistischen Organisationsaspekten entgegenlaufen, dann möchte ich erwidern, daß ich mit Wilson übereinstimme, der diese Bestrebungen als Zeichen des Zerfalls wertet, denen

das Gefühl einer Identität zu geben, die weniger global und entsprechend weniger unpersönlich ist als die bloße Staatszugehörigkeit. Wenn sie also eine Rolle in der Vermenschlichung der modernen Leute spielen, dann tun sie es, weil man die Menschen so versteht, als ob sie eine solche Stützung dringend bräuchten. Tatsächlich gibt es viele Gründe, daß dem so ist.

Eine katholische und eine protestantische Gruppe

Nach diesen allgemeinen Überlegungen wollen wir zu Einzelfällen übergehen, um an ihnen etwas genauer zu erforschen a) welche Bedürfnisse heutiger Menschen von einigen Sektengruppen erfüllt werden, b) wie das geschieht und c) was solche Gruppen – um einen andauernden Erfolg zu haben – durch ihre eigene institutionelle Form und durch die Anleihe bei der Tradition stillschweigend voraussetzen. Ich wähle zur Prüfung zwei Pfingstlergruppen, deren korporatives Leben ich vor ein paar Jahren über mehrere Monate beobachtete. Diese Gruppen waren nicht formell den Pfingstlerkirchen von der «Holiness»-Tradition angeschlossen (obwohl ein Vergleich instruktiv wäre, da viele gleiche Motive in jener verhältnismäßig neuen Tradition ihren Ausdruck gefunden zu haben scheinen). Die zwei beobachteten Gruppen waren in mancher Beziehung interessant, besonders aber, weil sie innerhalb längst etablierter Kirchen aktiv waren. Eine der Gruppen versammelte sich unter dem Beistand einer protestantischen Kirche, die ihrerseits einer der ältesten Denominationen angegliedert ist. Die andere Gruppe, die ich bei ihren lokalen Versammlungen und an einem nationalen Kongreß beobachtete, verstand sich als «Katholische Pfingstler».

Diese Beobachtung führte mich zum Schluß, daß es nicht genügt, die Vitalität dieser Gruppen bloß sozio-ökonomischer Not und deren Auswirkungen zuzuschreiben, denn die meisten Mitglieder kamen offensichtlich vom Mittelstand und waren ziemlich gut gebildet. Die katholischen Pfingstler begannen sogar im Universitätsmilieu. Der eigenartige Stil des Gottesdienstes dieser Gruppen konnte auch nicht auf eine Art historische Trägheit zurückgeführt werden. Sie waren nicht Mitgliedkirchen einer Pfingst-Denomination und hatten keinen besonderen Grund, Gottesdienstformen aus jener Tradition wie einen Kanon aufrechtzuerhalten. Sie waren auch keine Protestgruppen im gewöhnlichen Sinn. Gewiß, es gab mögliche und wirkliche spalterische Ansätze, aber keine der Gruppen hatte sich als sektiererische Einheit abgespalten. Mit andern Worten, man war verpflichtet, sie mehr im positiven als im negativen Sinn zu prüfen. Sie hatten kein althergebrachtes Interesse, sektiererisch aufzutreten. Ihre Vitalität kam weitgehend vom freiwilligen Charakter der Teilnahme her. Wenn sie das Konventionelle in der Religion (verkörpert in jenen Leuten, die sie gerne als «spirituell tot» erklären) verwarfen, dann taten sie das um dessentwillen, was sie lebendig macht, nicht was andere sterbend macht. Es waren Leute, die nach einem großen Maß religiöser Befriedigung verlangten, und sie waren bereit, viel Zeit und Energie zu opfern, um dazu zu gelangen.

Positive Analyse

Zuerst seien jene Punkte erwähnt, die beide Gruppen gemeinsam hatten. Die grundlegende Gemeinsamkeit bestand dabei darin, daß beide durch gottesdienstliche Versammlungen gebildet wurden, die ohne Förmlichkeit und stark gefühlbetont waren. Obwohl es außerhalb des Gottesdienstes viele ungewzwungene Kontakte zwischen den einzelnen Individuen gab, waren viele dieser ungewzwungenen, außergottesdienstlichen Zusammenkünfte der Sache nach religiös, ausdrücklich abge-

so weit Widerstand entgegengesetzt wird, als die verschiedenen Gruppen stark engagierte Laien haben, die sich in der Art der Pfingstlergruppen versammeln (siehe Wilson Bryan R., *Religion in Secular Society*. Penguin, Baltimore 1969).

leitet vom Pfingsterlebnis und eine Verstärkung der primären gottesdienstlichen Beziehung. Dies war jedoch keineswegs für alle der Fall, denn viele Teilnehmer kamen von weit her einzig für den Gottesdienst.

Zweitens hatten beide Gruppen ihre Versammlungen am Sonntagnachmittag, also außerhalb der üblichen Gottesdienstzeiten ihrer Kirchen. Ihre eigene Gottesdienstzeit wurde nicht strikt eingehalten, sie diente eher als Richtlinie, wann die freundliche Begegnung der Gläubigen, die zum Gottesdienst kommen, etwa beginnt. In beiden Gruppen entstand eine Atmosphäre von Freundschaft, Wärme und Ungezwungenheit sobald man zusammenkam; diese wurde unterstützt und verstärkt durch die Art und Weise, wie der Gottesdienst gefeiert wurde (besonders durch den freien Gebrauch der Musik beim gemeinsamen Singen). In der katholischen Gruppe verteilte man zu Beginn Gesangsblätter, wovon einige Lieder zur Gitarre gesungen wurden. Mitglieder protestantischer Studentengruppen würden manche Verse wiedererkennen und daraus richtigerweise schließen, daß hier ein kultureller Einfluß vom protestantischen ins katholische Milieu stattgefunden hat.

Machten es solche Vorgänge schwer, zu sagen, wann eigentlich der Gottesdienst beginnen würde, so war es noch schwieriger, vorauszusagen, wann er enden würde. Solche Zusammenkünfte dauerten zwei Stunden und länger. Das zwanglose Verhalten aller bewirkte, daß keiner sich verpflichtet fühlen mußte, zu bleiben. Die Intensität der Teilnahme schuf unter den Versammelten starke Gefühlsbindungen, so daß man nachsichtig war, wenn einmal etwas daneben ging. In einem mehr konventionellen Milieu hätte dies Verlegenheit hervorgerufen. Pfingstler können zu spät kommen und dürfen gehen, wann immer sie gehen müssen; es gab viel Geduld und Toleranz für ungehörige Verlängerung mancher Teile des Gottesdienstes. Es drängte sich sogar der klare Eindruck auf, daß die einzelnen das, was sie dort erhielten, so schätzten, daß sie zufrieden waren, in verlängerten religiösen Übungen ihr Genüge zu finden. Dagegen war kein eindeutiges Anzeichen vorhanden, daß sie damit absichtlich den Gottesdienst verlängerten, um so Spasmen zur Bekehrung² zu stimulieren. Die meisten – wenn nicht alle – Anwesenden waren schon bekehrt zu dieser ungewöhnlichen Kultform.

Einige auch etwas oberflächlichere Fakten waren interessant. Auffällig war, daß dieser Gottesdienst Leute aus verschiedensten Altersgruppen anzog, die sonst – nach heutigen Klischeevorstellungen – kaum freiwillig zusammenkommen. Junge Leute, Oberschüler und Studenten sangen und beteten mit verheirateten Paaren, die ihrerseits Kleinkinder mitbrachten, und auch die ältere Generation machte mit. In vielen Fällen waren Kinder und Eltern der gleichen Familie dabei. Die Frauen waren verhältnismäßig zahlreicher als in den konventionellen Gottesdiensten der zwei traditionellen Kirchen, die von vielen dieser Leute zusätzlich besucht wurden. Obwohl Frauen in der Mehrzahl waren und manchmal auch wichtige Rollen ausübten – vielleicht sogar häufiger als in konventionellen Gottesdiensten –, so war doch klar, daß die entscheidende Führerschaft in den Händen der Männer lag. Es sei auch erwähnt, daß beide Gruppen moderne technische Hilfsmittel anwandten. Sie benützten eine Lautsprecheranlage mit einem Mikrofon, das zum Brennpunkt der Führung wurde; sie machten Tonaufzeichnungen zugunsten anderer.

Intensives Gebet

Sehr bedeutungsvoll war – wie mir schien –, daß die Versammlungen primär dem Gebet gewidmet waren, einem Gebet voll inbrünstiger Teilnahme aller Anwesenden, und zwar in einer Stärke, die weit über das hinausging, was man in einem

² Für eine Beschreibung solcher Methoden vgl. McLaughlin William G., *Modern Revivalism*. Ronald Press, New York 1959.

gewöhnlichen protestantischen oder katholischen Gottesdienst antritt. Gewiß gibt es auch dort eine Teilnahme des Volkes, aber das Anstandsgefühl moderner Menschen aus dem Mittelstand läßt in solchen Gottesdiensten wenig Raum für starke Gefühle. So stimmt die Gemeinde zwar ein in den Gesang von Hymnen, aber für gewöhnlich zur Orgel, die sehr laut spielt, um Zughaftigkeit zu schaffen oder um falsche Töne zu überdecken. Gebete der Gemeinde sind entweder konventionelle Antworten und traditionelle liturgische Gebete und Kredos oder dann Bittgebete und Litaneien, die aus einer vordruckten Gottesdienstordnung vorgelesen werden.

Bei den Pfingstlern dagegen sind die Gebete spontan, sie sind angeführt von Leuten, die während des Gottesdienstes dazu angeregt werden. Oder ein Führer kündigt einfach eine Zeit zum Gebet an. Es beginnt mit einem Moment der Stille, dann folgt eine Zeit, wo einzelne Stimmen kaum hörbar murmeln, bis schließlich alle erfaßt werden. Sobald mehr und mehr Leute einfallen, singen einige Stimmen wortlos, während andere anfangen harmonisch einzustimmen in einfachen Terzen der Ober- und Untertöne. Die Wirkung kann außerordentlich sein, dies unabhängig vom Zungenreden, das gewöhnlich ebenfalls im Zusammenhang mit gemeinsamem Gebet geschieht. Wichtig ist natürlich nicht der Eindruck, den es auf einen Beobachter von außen macht, sozusagen die ästhetische Erfahrung, sondern die Gelegenheit zu ausdrucksstarker Teilnahme aller Anwesenden.

Verheißung und Gefahr solcher Gruppen wurden in der Vergangenheit lange debattiert. Das Verheißungsvolle sah man in der «Erneuerung»,³ das Gefährliche dagegen im «Enthusiasmus».⁴ Beide Begriffe beziehen sich in Wirklichkeit auf dasselbe. Sie verlangen eine intensivere Form affektiver Gottesverehrung als in den konventionellen Kirchen und folglich die Bindung der Mitglieder der Gruppe in eine geeinte soziale Größe, die ausgerichtet ist auf einen klar definierten Handlungsbereich. Jene, die einen so intensiven Gottesdienst verlangen, neigen auch dazu, diese Forderung und ihre empirische Erfüllung zum Wertungsprinzip zu erheben. Von diesen wurden Gläubige, die solche Frömmigkeitsformen weder verlangen noch daran teilnehmen, desgleichen Gottesdienste, die keine Gelegenheit zu solch affektivem Ausdruck geben, erprobt und als mangelhaft empfunden. In diesem Sinn werden Sekten mit Recht religiöse Protestbewegungen genannt, eine Bezeichnung, die allerdings nur eine Seite der Münze zeigt.⁵

Es ist offensichtlich, daß Versuche, diese Forderungen zu erfüllen, den Keim zur Spaltung in sich tragen und daß solche Versuche am Anfang der Entwicklung unzähliger Sekten pietistischer Art von Bedeutung waren. Aber ein sektiererischer Kurs im Verlauf der Institutionalisierung ist weder allgemein noch notwendig, wie meiner Meinung nach die zwei erwähnten Beispiele zeigen. Wenigstens ist es für Gruppen dieser Art möglich, über eine unbestimmte Zeit innerhalb einer konventionellen religiösen Körperschaft zu existieren, ohne sich zu einer sektiererischen Identität entschließen zu müssen. Unter Umständen können sie Untergruppen von größeren Gemeinden bleiben. Manchmal hören sie allerdings auf, als Gruppen zu existieren, oder ihre Eigenart kann so unerträglich werden oder sich so spalterisch erweisen, daß sie sich von den übrigen trennen und als Sekten ein Eigenleben beginnen. Können wir die Bedingungen feststellen, unter denen die verschiedenen Möglichkeiten aktuell werden? Unglücklicherweise hat die neuere Fachliteratur erst begonnen, uns die einzelnen Entwicklungsmerkmale von Sekten aufzuzeigen, und sie sagt uns nur wenig, wie Sekten entstehen, das heißt unter welchen Bedingungen die Saat der Spaltung Früchte trägt.

³ Vgl. Boyd Malcolm, *The Underground Church*. Penguin, Baltimore 1969.

⁴ Vgl. Knox Ronald, *Enthusiasm*. University Press, Oxford 1950.

⁵ Besonders bezeichnend Wilson Bryan R. ed., *Patterns of Sectarianism*. Heinemann, London 1967.

Die Autorität in der protestantischen Gruppe

Es kann jedoch sein, daß weitere Untersuchungen über die zwei oben beschriebenen Gruppen zu dieser Frage etwas beitragen können. Mir scheint nämlich, daß eine beweisbare Verbindung besteht zwischen ihren Strukturen, ihren nicht formellen Verfassungen und dem Resultat ihrer kollektiven Anstrengungen innerhalb einer gewissen Zeitspanne. An diesem Punkt werden die Unterschiede zwischen den Gruppen bedeutungsvoll, denn hier ging es um die Form der Autorität im Gottesdienst. Da beide Gruppen christlich und irgendwie im Streit mit der gegenwärtigen Praxis ihrer Kirchen waren, suchten sie die Normen der Autorität in der Heiligen Schrift. Der theologische Hauptpunkt war, daß jede Gruppe im Gottesdienst vom Heiligen Geist geführt war, aber die praktischen Auswirkungen waren nicht dieselben. Die protestantische Gruppe hatte mehrere Männer als Diakone gewählt. Sie saßen auf Stühlen der Versammlung gegenüber, von Zeit zu Zeit erhoben sie sich, als einzelne oder zusammen, um die Führung zu übernehmen in Handlungen, die biblische Berechtigung hatten, wie Gebete, Gesang von Hymnen, Lesung von Texten und ihre Auslegung, Predigt und selbst Auslegung dessen, was im Zungenreden gesagt wurde. Es war jedoch klar, daß die Diakone keine unbestrittenen Autoritäten waren und daß sie ihre Führerrolle nicht ausschließlich unter der Eingebung des Heiligen Geistes ausübten, sondern auch in Achtung vor einem außerordentlich charismatischen Geistlichen, dem Pastor jener Kirche, in der die Gottesdienste stattfanden. Dieser Geistliche hatte einen internationalen Ruf als Führer geistlicher Erneuerung und redete regelmäßig in Zungen während der Gottesdienste der Gruppe. In Anbetracht der spirituellen Kraft, die er erzeugen konnte, war er bemerkenswert bescheiden in seiner Führerschaft. Er machte den beständigen Versuch, prinzipiell die Führung dem Heiligen Geist zu überlassen und praktisch die Laienführer zu ermutigen.

Der Zufall wollte es, daß in meiner ersten Beobachtungsperiode der protestantischen Gruppe diese mit der Neuigkeit fertig werden mußte, daß dieser Geistliche seinen Wegzug an einen weitentfernten und abseits liegenden Ort vorbereitete, nachdem er mehrere Jahre Zentralfigur der Pfingstlergruppen jener Region gewesen war. Meine erste Mutmaßung war, daß der Verlust seiner charismatischen Kraft ernste Folgen für die Autoritätsstruktur der Gruppe haben würde. In der Tat traf dies zu. Nach seinem Weggang besuchte ich mehrmals ihre Versammlungen und fand sie weniger konzentriert und weniger wirkungsvoll geführt. Mir schien es berechtigt, diese Änderung als Änderung an der Grundlage der Autorität in der Gruppe zu deuten. Wie zuvor, traten einzelne zum Mikrophon, um zur ganzen Gruppe zu sprechen, aber die Gesamtwirkung war nicht dieselbe wie vorher. Die gleichen Prinzipien und biblischen Texte wurden beschworen, aber in einer versteckt wetteifernden Weise durch die verschiedenen Individuen, die sich alle gleichberechtigt fühlten gegenüber den andern in der Ausübung der Führerschaft. In der protestantischen Gruppe schien es, daß keinem das Wort verweigert werden konnte, mit dem Resultat, daß wenigstens bei einer Gelegenheit eine Formel wie: «Ich glaube, der Geist will, daß wir das und das tun» (beispielsweise zum Gebet niederzuknien), eine Formel also, die zuvor, als die Gruppe harmonischer war, eine gemeinsame Absicht ausdrückte, jetzt als Versuch erschien, den andern Mächtgern-Führern zu beweisen, daß einer den Geist besaß.

Diese Urteile sind berechtigt auf der Grundlage von Beobachtungen der Initiativen während der Gottesdienste und deren Autoritätsansprüchen. Konventioneller Gottesdienst ist ein stereotyper Vorgang unter der Leitung eines Geistlichen, und es erfordert ein ziemlich anspruchsvolles Studium, um das Ausmaß seiner Autorität in den Geschäften der Institution als ganzer zu bestimmen. Und doch ist sein Tun in der Führung des Gottesdienstes von zentraler Bedeutung, und es würde

sich lohnen, es tiefer zu erforschen, als dies von den Religionssoziologen bisher getan wurde. Im Gegensatz dazu sind in Gruppen, die nur zu spontanen und unstrukturierten Gottesdiensten zusammenkommen, die Autoritätsbeziehungen viel augenfälliger und klar beobachtbar. Als in der protestantischen Gruppe die Führung auf eine Gruppe von gleichqualifizierten Laien überging, von denen keiner einen ungewöhnlichen Grad von charismatischer Kraft oder Vertrauenswürdigkeit hatte, bewirkte der Mangel an klaren Regierungsstrukturen einen gefährlichen Verlust an Zucht oder, wenn man will, eine Situation, wo Ansprüche auf geistliche Autorität vorgebracht wurden, ohne daß die beanspruchte Wirklichkeit da war. Im späteren Gespräch mit einem der eifrigsten Mitglieder der Gruppe wurde ich über Versuche informiert, die Gruppe in ihren schwierigen Beziehungen zur Ursprungskirche zu stützen. Man lud Gastprediger ein, während die Suche nach einem neuen Pastor weiterging. Einer dieser Gastprediger, ein Seminarprofessor, hatte die Mitglieder der Gruppe als ein ungewöhnlich begabter Erklärer der Schrift beeindruckt; aber der Konflikt, der mit der Existenz der Gruppe gegeben war, drang in die Beratungen des Laienvorstandes der Kirche ein, und der Verlust an Führung wurde nicht rechtzeitig ersetzt, um die Existenz der quasi-sektiererischen Gruppe innerhalb der Kirche zu erhalten. Die Versammlungen hörten auf, und ich erfuhr später, daß einige frühere Mitglieder ähnlichen Zusammenkünften anderswo beiwohnten.

Weniger Führungsprobleme in der katholischen Gruppe

Die katholische Gruppe war in mancher Beziehung anders, besonders in ihrem Autoritätsverhältnis. Sie begann am gleichen Ausgangspunkt wie die protestantische Gruppe, nämlich bei einer Interessengemeinschaft einzelner, die unzufrieden waren mit dem geistlichen Leben, das sie beim regelmäßigen Kirchenbesuch antrafen, oder die zur Ergänzung dazu etwas brauchten und wünschten, durch das Zusammensein mit Gleichgesinnten eine tiefere Erfahrung zu machen. Beide Gruppen entdeckten die Berechtigung von Anleihen bei der institutionellen Tradition wie auch von ordinierter Führerschaft, mit welcher sie die Tradition versehen konnte. Doch die institutionellen Folgen waren auffällig verschieden in den zwei Fällen, wobei sich die Verschiedenheiten besonders in der Führung der einzelnen Zusammenkünfte, die ich beobachtete, spiegelten. Die katholische wie die protestantische Gruppe zog Leute von weit her an. Dies bedeutete unter anderem, daß die Gruppe über Pfarreigrenzen hinausreichte und schon deshalb den Verdacht der Traditionalisten erregte. Noch wichtiger war, daß nicht alle Mitglieder Katholiken waren, einige Anwesende hatten sogar vorher Versammlungen der eben beschriebenen protestantischen Gruppe besucht. Ein bestimmter Priester war bekannt als der Führer der Gruppe, und wie wir schon sahen, waren Musik und Gebet vielfach dieselben wie in der protestantischen Gruppe. Eigenartigerweise führte jedoch der Priester die Versammlung nicht, welche weniger deutlich wie ein Gottesdienst aussah und wahrscheinlich aus kirchenrechtlichen Gründen keiner sein sollte. Zwar hatte man Ehrfurcht vor der formellen Autorität des Priesters – die Bezeichnung «Charisma des Amtes» trifft auf seine Stellung zu –, aber es war, als ob Zuversicht herrschte durch seine Gegenwart, die eine Art offiziellen Segen gab. Für ihn war es nicht notwendig, sich mit geistlichen Gaben zu bestätigen, und es wäre, hätte er es versucht, für ihn in diesem Milieu falsch gewesen.

Auffällig an der katholischen Versammlung war die Anwesenheit vieler Lehrschwestern. Es war auch bezeichnend, daß die Zusammenkunft der lokalen Gruppe in der Schule eines Ordens stattfand, und zwar im Saal der katholischen Jugendorganisation, nicht in der Hauskapelle, schon gar nicht in der Pfarrkirche. Die nationale Zusammenkunft war in der Nähe von «Notre Dame University», aber damals, als ich teilnahm,

wurden dafür die Räumlichkeiten einer katholischen Oberschule benützt und die Gottesdienste in der Turnhalle abgehalten, vermutlich nicht nur aus Raumbedürfnissen. Mit andern Worten, mir schien es klar, daß die katholischen Pfingstler sich der möglichen Schwierigkeiten, welche ihre Bewegung innerhalb der Kirche und für die Hierarchie verursachen könnte, voll bewußt bleiben wollten. Sie versuchten, diese zu vermeiden, während die kirchlichen Autoritäten nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil aufgeschlossen genug waren, um in einer solchen Bewegung wenigstens ein Zeichen möglicher Kirchenerneuerung zu sehen.

Bei den katholischen Pfingstlern, anders als bei den Leuten der sogenannten «Untergrundkirche», die heute alles in Frage stellen,⁶ gab es ein beträchtliches Maß an Toleranz gegen jene andern, die das, was den Pfingstlern teuer war, nicht akzeptierten oder nicht einmal daran Interesse zeigten:

Die Zeugnisse, die man von jenen, die den Geist erhalten hatten, hörte, bezogen sich nicht bloß auf intensive religiöse Erlebnisse, sondern auch auf eine neue Erfahrung der Messe. Mit andern Worten, im katholischen Milieu war das Prinzip und die Praxis der Führung durch Laien weniger problematisch als in der protestantischen Gruppe. In dieser machte es der unkonventionelle Rahmen des Gottesdienstes notwendig, daß sich der Pfarrer als charismatischer Führer bestätigte oder daß bei seiner Abwesenheit andere ihre eigenen durch Geisterfahrung begründeten Ansprüche wahrnahmen oder vorbrachten. Die katholischen Experimente waren providentiell, insofern sie in einer Zeit geschahen, da die Kirche zu Erneuerung aufmunterte und Initiativen der Laien willkommen hieß. Der Pfingstler-Gottesdienst war noch so ungewöhnlich, daß Priester zögerten, solche Gottesdienste durchzuführen, wenn Gruppen von der Größe zusammenkamen, daß man sie mit gewöhnlichen kirchlichen Gemeinden verwechseln konnte. Hingegen waren viele Priester glücklich, die Aktivitäten solcher Gruppen zu loben und sogar daran teilzunehmen, aber die Laienführer wurden mit Priestern nicht vermengt.

So war am nationalen Kongreß die Hauptführung in den Händen eines Laien mit starker Persönlichkeit, von dem man mir später sagte, er denke an einen Ausbildungskurs zum Priestertum. Dieser Mann achtete die Priester, wenn es um Priesterfunktionen ging, und ihr besonderer Stand wurde in einer Diskussionsrunde bestätigt, die sich mit der Rolle des Priesters in der Errichtung und Förderung von geistgeführten Gebetsgruppen befaßte. Die Diskussion ging, wie vorauszu-sehen, um das ewige Doppelproblem, wie man das Interesse traditionsverbundener Laien weckt und wie man Sympathie und Hilfe von skeptischen Berufsgenossen erhält. Es traf sich, daß die Vorteile einer Differenzierung in den Führungsfunktionen am Höhepunkt des Wochenendes, in einer großen Meßfeier, deutlich demonstriert wurden. Nachdem man zur Vorbereitung über einen Tag lang in kleinen Gruppen diskutiert und gebetet hatte, bot diese Messe eine mächtige Summierung und symbolische Darstellung des wachsenden Bestandes der Bewegung. So viele Priester wollten mitzulebrieren, daß der lokale Vorrat an liturgischen Gewändern nicht reichte. Zu erwähnen ist auch, daß die Bewegung weiterhin Lebenskraft zeigt und neue Mitglieder gewinnt. Es besteht ein nationales Sekretariat, das Verzeichnisse der Gruppen über das ganze Land erstellt und Literatur über die Bewegung vermittelt. Diese Institutionalisierung scheint kein Hindernis für die Spontaneität zu sein, sondern sie verleiht im Gegenteil jene Art von Erfolgsatmosphäre, die entscheidend sein mag für das Überleben der Bewegung und damit für die Möglichkeit von Spontaneität in einem so großen Maßstab.

Der entsprechende Nachteil der katholischen Bewegung war, daß sie weniger Spielraum zu lassen schien für eigentliche

⁶ Vgl. Anm. 3.

Laieninitiative. Am nationalen Kongreß (welcher sicher zu groß war, um zu spontanen Beiträgen einzelner zu ermutigen) war es bemerkenswert, daß ein einzelner, der vortrat, um zu sprechen, die Erlaubnis dazu nicht bekam. Es zeigte sich nachher, daß es sich um ein internes Problem einer lokalen Gebetsgruppe handelte, aber man fühlte doch, daß die katholischen Gruppen stärker unter Kontrolle sind und daß die Laien mit dieser Einrichtung zum größten Teil zufrieden waren. So wirkt die Struktur, die sich günstig auswirkt auf die katholische Bewegung, sich zugleich dahin aus, daß die Laien in ihrer Führungsrolle eng an die offizielle Autorität des Priestertums gebunden bleiben und durch theologische Ausbildung und Charisma überdurchschnittlich qualifiziert sein müssen, um eine solche Position zu erhalten. Ich glaube, es ist auch gerecht zu sagen, daß Katholiken eher bereit sind, solche Personen zu achten, als Protestanten. So stehen wir vor einem neuen Fall des klassischen Dilemmas: Einerseits Autoritätsverlust durch Freiheit, andererseits Begrenzung der Initiativen bei klaren Autoritätsstrukturen.⁷

Zukunft der Spontangruppen

Kann eine der beiden Gruppen als Paradigma für die heutige oder sogar zukünftige religiöse Situation in Amerika betrachtet werden? Eine begründete Antwort hängt vom Urteil ab, inwiefern weiterhin ein Bedürfnis für Gruppen bestehen wird, die einen Raum für ausdrucksvolles religiöses Verhalten bieten und die in ihren Gottesdiensten Erfahrungen machen, welche in den konventionellen Kirchen nicht geboten werden. Alle Elemente dieses Satzes sind entscheidend und beinhalten Folgen, die schwer voraussagbar sind. Beispielsweise kann es sein, daß die konventionellen Institutionen diesem Bedürfnis entsprechen werden. Tatsächlich haben sie es schon in vielen Fällen getan, indem sie Anregungen von der weitverbreiteten Welle für «Begegnungsgruppen» und «Bewußtseinsbildung» aufnahmen. Wenn diese ineinander verquickten Entwicklungen mehr als bloß eine Welle sind, sondern eine tief verwurzelte Antwort auf die Vermehrung von wertschaffenden Zentren in der modernen Gesellschaft und auf die damit verbundene Identitätsverwirrung für viele Leute, dann kann man voraussagen, daß das grundsätzliche Bedürfnis weiter verspürt werden wird, und daß ihm durch eine Vielfalt von Gruppen entsprochen wird, die auf der Grundlage vieler Interessen organisiert sind. Da die fundamentale Dynamik solcher Gruppen anscheinend eine Begrenzung der Mitgliederzahl erheischt, kann man erwarten, daß sie weiterhin in großer Fülle organisiert und insgesamt ein wichtiger Faktor sein werden, nicht

⁷ O'Dea Thomas F., «Five Dilemmas in the Institutionalization of Religion», Journal for the Scientific Study of Religion, Okt. 1961, S. 30-39.

so sehr zur Vermenschlichung des ganzen Volkes, sondern im Versuch der Leute, ihr eigenes Menschsein voller zu verwirklichen.

Aber wenn solche Gruppen auf religiöser Grundlage gegründet sind, werden sie dann als Untergruppen konventioneller Kirchen weiterbestehen oder sich als neue Sekten institutionalisieren? Und werden Gruppen, die eine affektive Teilnahme betonen, sich weiterhin als spezifisch religiöse Gruppen geben? Diese Fragen sind schwieriger und können hier nur mutmaßlich beantwortet werden. Um die letzte Frage zuerst aufzugreifen, kann allgemein gesagt werden, daß die verschiedenen Arten von psychologisch ausgerichteten Gruppen dazu neigen, nicht von Dauer zu sein. Wenn die Vorteile, die sie anbieten, einmal realisiert sind und der Preis dafür bezahlt ist, tendieren sie ja über sich selbst hinaus in andere, vielleicht weniger radikale und selbstverständlichere soziale Kontexte hinein. Wie wir gesehen haben, hat aber auch eine religiös konstituierte Gruppe trotz ihrer Hingabe an bewußt transzendente Ziele keinen Garantieschein gegen Auflösung. Vielleicht ist, nach all dem Gesagten, die Dauerhaftigkeit ohnehin gar kein besonderes Verdienst, und das Phänomen der Gruppenbildung wird sich als dauerhafter erweisen als jede einzelne Gruppe. Von daher kann man erwarten, daß die kulturelle Gegebenheit von «frei-schwebenden» religiösen Ideen, besonders in urbanen Zentren, wo sie zu Symbolen spezifischer Bestrebungen werden, weiterhin eine große Menge von momentanen und kurzlebigen Gruppen hervorrufen wird, und zwar besonders aus der Vermischung mit Ideen östlicher Religionstraditionen, welche mit Ideen der Selbstverwirklichung durch Introspektion vertrauter sind.

Schließlich besteht kein Grund zur Annahme, daß der Einfluß von wissenschaftlicher und technologischer Ausbildung im Verfall des religiösen Interesses und des gesellschaftlich bestätigten Glaubens enden wird. Voraussagen über das endgültige Ableben der Religion wurden seit Jahrhunderten gemacht und erwiesen sich selbst in bezug auf die gebildeten Leute, auf die sie vermutlich am ehesten zutreffen würden, als inhaltslos.

Zur Debatte steht nicht die Dauerhaftigkeit von Religion (sei es als eine Zahl von verallgemeinerten kulturellen Ideen oder als eine Mannigfaltigkeit institutionalisierter Formen), sondern es geht, wie anfangs gesagt, um die Frage, welche institutionellen Formen unter den heutigen Umständen bevorzugt werden. Die verschiedenen kirchlichen Denominationen werden in den kommenden Jahren nicht so gedeihen wie in den vergangenen. Es wäre aber absurd, ihr baldiges Verschwinden zu erwarten, und zwar trotz des Bannstrahls ihrer Kritiker von innen und außen. Andererseits kann man angesichts des wachsenden Relativismus gegenüber den heutigen Formen religiöser Wahrheit (selbst bei jenen, die bezüglich religiöser Ansprüche

GLAUBEN HEUTE

Katholischer Glaubenskurs (KGK)

2 Jahre (6 Trimester) Vertiefung des heutigen Glaubensverständnisses auf biblischer Grundlage für Damen und Herren mit abgeschlossener Volksschule.

Abendkurse in Aarau, Bern, Fribourg, Glarus, Pfäffikon SZ, Seewen SZ, St. Gallen, Zürich sowie **Fernkurs**.

Beginn des Kurses 1973/75: Oktober 1973.

Anmeldeschluß für beide Kurse: 15. September 1973.

Prospekte, Auskünfte und Anmeldungen:

Theologische Kurse für Laien (TKL)

4 Jahre (8 Semester) systematische Einführung in die Hauptgebiete der Theologie für Damen und Herren mit Matura, Lehr- und Kindergärtnerinnenpatent oder eidg. Handelsdiplom.

Abendkurse in Zürich und Luzern sowie **Fernkurs**.

Zwischeneinstieg in Kurs 1970/74: jedes Jahr im Oktober!

Sekretariat TKL/KGK, Postfach 280, 8032 Zürich
Neptunstraße 38, Telefon (01) 47 96 86

weder feindselig noch gleichgültig sind) vernünftigerweise voraussagen, daß es die klassischen Sekten in wachsendem Maße schwer haben werden. Hervorragende religiöse Persönlichkeiten werden weiterhin Respekt einflößen und sogar weitreichende Organisationen gründen, die ihnen durch die elektronischen Medien eine große Hörerschaft bringen werden, eine Entwicklung, die wiederum nicht besonders neu ist, aber die immer eine Schwierigkeit für die traditionelle Theorie war. In Zukunft wird jedoch, so dünkt mir, die Vermehrung von Gruppen, die sich bewußt für eine Verstärkung religiöser Erfahrung bei ihren Mitgliedern einsetzen, die aber nicht auf enge Definition jener Erfahrungen in doktrinären Symbolen beharren, ein relativ neues Phänomen sein.

Wenn wir so reden, als ob wir unmittelbar vor einem neuen Zeitalter des Pietismus stehen, dann meinen wir nicht, daß wie

früher neue Denominationen entstehen. Manche der pietistischen Gruppen werden, wie es immer der Fall war, kurzlebig sein. Jene von größerer Beständigkeit werden höchstwahrscheinlich ihre Stärke von einer Verbindung mit einer traditionellen Glaubensform und Organisation herleiten, und sie werden sich nicht in eine sektiererische Position bringen, weil dies entweder zu kostspielig wäre oder weil die traditionelle Gruppe nicht so schnell bereit sein wird, diese auszuschließen. Sie werden ihre Version der religiösen Wahrheit leben und sie vor konventionelleren und traditionellen Gläubigen bezeugen, mit dem Resultat, daß das religiöse Anliegen weiterhin viele moderne Menschen erfassen und vielleicht die Leute wie nie zuvor bewegen wird.

John B. Snook, New York

(Übersetzt von Karl Weber)

ENTMÜNDIGT DAS KIRCHENRECHT?

Die Gefahren einer Entmündigung und die (zum Teil lange Zeit verpaßten) Chancen einer Humanisierung durch das Recht überhaupt und das Kirchenrecht im besondern hat der Autor im ersten Teil¹ am Beispiel der Sklaverei und der Sachwalterschaft dargelegt. Nach dem nun folgenden Beispiel der Stellvertretung im Sinne der Delegation zeigt schließlich eine vertiefte Auffassung von der Ehe, wie christliches Gedankengut über die unvermeidlichen juristischen Konstruktionen und Fiktionen hinausgelangen kann.

Vertretung

Ein dritter allgemeiner Weg, sich an die Stelle eines andern zu setzen, ist die Vertretung. Sklaven und Treuhänder können auch als Vertreter angesehen werden; aber hier geht es nicht um diese, sondern um freie Personen, die ohne Vollmacht und Führung anderer auf Rechnung anderer handeln. Wie verhält sich freie und begrenzte Vertretung dieser Art zum Personsein des Menschen?

Nehmen wir zwei Listen menschlicher Akte an. Die erste besteht aus Akten wie Kaufen, Verkaufen und Bezahlen, Vertragsabschlüsse, Heiraten, Streiten vor Gericht, Kriegführen. Die andere besteht aus Akten wie Essen, Schlafen, Kopulieren, Erkennen, Lieben. Welches ist der Unterscheidungsgrund für beide? Die erste Liste beginnt mit einer kommerziellen Note, aber dehnt sich aus, um auch völlig unkommerzielle Transaktionen mit einzuschließen. Die zweite Liste beginnt mit unmittelbar Physischem und erstreckt sich bis auf komplizierte geistige Vorgänge. Der Unterschied, so möchte ich meinen, liegt darin, daß die Akte der ersten Art jene sind, bei denen man allgemein annimmt, daß eine Person als Vertreter für eine andere sie setzen kann, während jene der zweiten Art gemeinhin als so persönlich betrachtet werden, daß kein Vertreter sie für seinen Auftraggeber ausführen kann. Man kann durch einen Stellvertreter eine Ehe abschließen, nicht aber Geschlechtsverkehr haben. Man kann einen Soldaten anstellen, um für einen zu kämpfen, nicht aber einen Langschläfer, um für einen zu schlafen. Man kann sich durch einen Advokaten beim Gericht vertreten lassen, nicht aber durch einen Professor beim Examen. In der einen Serie von Beispielen ist der Akt, der in eines andern Namen getan wird, ebenso gut oder sogar besser, als wenn er von einem persönlich vollzogen würde. In der andern Serie wäre das Eingreifen eines Mittelmannes absurd.

Die Unterscheidung zwischen dem Delegierbaren und dem Nicht-Delegierbaren deckt sich mit der Unterscheidung zwischen dem Rechtlichen und dem Nicht-Rechtlichen. In jedem

Einzelfall, wo ein anderer für einen handeln kann, hat ein rechtlicher Begriff das buchstäblich Unmögliche metaphorisch angemessen gemacht, so daß einer, der physisch nicht zugegen ist, den Akt seines Vertreters zu eigen machen kann. Die Notwendigkeit eines rechtlichen Begriffes wird dort besonders deutlich, wo die Delegierbarkeit einer Handlung ungewiß oder umstritten ist, beispielsweise beim Kochen und Lehren. Wenn die Gastgeberin selber den Kuchen backt, dann betrachten sie und ihre Gäste ihn mit andern Augen, als wenn sie ihn beim Bäcker gekauft hätte, obwohl sie ihn in beiden Fällen als Teil «ihres Menüs» bezeichnen darf; wäre der Kuchen das Werk ihrer Köchin, wäre es noch delikater und diskutabler, falls sie ihn sich selber zuschreiben würde. Ein Professor kann das Lehren in einem Kurs, den er nach Katalog selber gibt, seinen Assistenten übertragen; man wird dabei oft das Gefühl haben, daß er sich dabei in eine unberechtigte Fiktion eingelassen hat.

Es wurde eben kein klarer Begriff von Vertretung entwickelt, der mit Bestimmtheit der Gastgeberin erlauben würde, die Handlung ihrer Köchin als ihre eigene zu betrachten, oder dem Professor die seiner Assistenten. Nur wo ein rechtlicher Begriff als angemessen akzeptiert wurde, ist es möglich, daß eine Person für eine andere einsteht.

Wie die Definition und die Beispiele zeigen, ist der rechtliche Begriff der Vertretung nur dort akzeptiert, wo das, was getan wird, keiner besonderen persönlichen Qualität bedarf. Die Einführung von Vertretung ist entpersönlichend. Manchmal mag dies zweifellos als Gewinn betrachtet werden, wie etwa wenn die streitenden Parteien in einem Rechtsstreit durch Advokaten ersetzt werden. Aber es ist in solchen Beispielen nur deshalb ein Gewinn, weil die persönlichen Beziehungen schon feindlich sind. Aber im allgemeinen, wo Menschen einander helfen, bedeutet der Gebrauch von Mittelsleuten einen Verlust an Wissen, Liebe und gegenseitiger Anerkennung des Menschseins.

Vertretung ist notwendig

Vertretung ist trotzdem in großen Gemeinschaften eine Notwendigkeit. Es braucht nur wenig Überlegung, um sich vorzustellen, welch ein kommerzielles Chaos entstehen würde, wenn jeder Eigentümer nur in Person verkaufen dürfte, wie Großunternehmungen verschwinden würden ohne Vertreter, die für sie handeln könnten, wie selbst die Regierung nicht funktionieren könnte ohne delegierte Funktionäre. Eine Welt ohne Vertreter, die für ihre Auftraggeber handeln können, wäre so entfernt von unserer Erfahrungswelt, daß es geradezu utopisch ist, darüber zu spekulieren. Die rechtlichen Begriffe von Delegation, Stellvertreter und Vertretung erlaubten es den

¹ Orientierung Nr. 13/14, Seite 161 ff.

Menschen, ihre Tätigkeiten zu organisieren, ihre Macht zu erweitern und ihre Gemeinwesen in vielerlei Weisen jenseits der Grenzen dessen, was sonst möglich wäre, müßten die Menschen sich immer in Person zueinander verhalten, aufzubauen.

Das Evangelium selber beruft sich oft auf Vertretung: «Wer euch hört, hört mich.» – «Was immer du auf Erden binden wirst, wird auch im Himmel gebunden sein, und was immer du auf Erden lösen wirst, wird auch im Himmel gelöst sein» (Mt 18, 8). Es handelt sich dabei nicht ausschließlich um ekklesiologische Texte: «Wer immer solch ein Kind um meinen willen annimmt, der nimmt mich auf» (Mt 18, 5). – «Was ihr auch nur einem von meinen geringsten Brüdern getan habt, habt ihr mir getan» (Mt 25, 40). In all diesen Beispielen sind die Menschen in die Lage Christi versetzt, sie handeln und empfangen für ihn.

Das kanonische Recht hat zwar diese Begriffe nicht geschaffen, hingegen hat es sie begünstigt, ihre Ausdehnung und Verbreitung im westlichen Denken verdanken sie der Patenschaft der Kirche. Die Verteilung der Autorität in der hierarchischen Organisation wurde weitgehend durch Vertretung erreicht. In Übereinstimmung mit einer Theologie, welche die Herabkunft der Macht von Gott zur Kirche, von den Aposteln zu den Bischöfen, von Petrus zum Papst betonte, war das Delegieren eine bevorzugte Art zu handeln. Richterliche Delegierte hielten für den Papst über die ganze Welt Gericht. Bischöfe dispensierten mit päpstlicher Erlaubnis. Pfarrhelfer gaben mit der Delegation ihres Pfarrers Ehen zusammen. Überall begünstigte das Kirchenrecht den Ersatz. Es gab Domkapiteln, Klöstern, Universitäten und der Kirche selber die Struktur einer juristischen Person.

Keine Organisation und Machtentfaltung dieser Art war möglich, ohne eine Idee von menschlicher Solidarität und gemeinschaftlicher Verantwortung. Die Kanäle, die für das korporativ menschliche Bemühen geschaffen, die dauerhaften Formen, die den intellektuellen und religiösen Unternehmungen verliehen wurden, müssen als Früchte der Entpersönlichung menschlicher Akte durch Vertretung gewertet werden. Kollektivität durch rechtliche Formen geformt war die Bedingung für die Durchführung von Forschung, die Verbreitung von Wissen und das Leben eines religiösen Ordens.

Die Sakramententheologie, besonders wie sie von der Scholastik entwickelt wurde, versuchte das göttliche und menschliche Zusammenwirken mit dem Begriff instrumentaler Kausalität zu erklären. Ist nicht das Vertretungsrecht das Modell, auf dem dieser metaphysische Begriff basiert? Wenn der Priester Brot und Wein konsekriert, handelt er nicht in seinem eigenen, sondern im Namen Christi. Es wird einer Mittler der Sakramente, indem er seine Absicht der Absicht der Kirche unterordnet. Die Teilnehmer an der Liturgie haben nicht die Absicht, sich dem Zelebranten in seiner Person anzuschließen; die Empfänger der Sakramente wollen Christus und nicht dem Priester in seinen menschlichen Qualitäten begegnen. Wenn es den rechtlichen Begriff, wonach der Akt eines Vertreters dem Auftraggeber angerechnet werden kann ohne die persönliche Haftbarkeit des Vertreters, nicht gäbe, müßte die Kirche ihn noch erfinden; denn die Spender der Sakramente handeln für ihren göttlichen Auftraggeber ohne persönliche Haftung für die innere Wirkung.

Das Sakrament, das am auffälligsten Vertretung und persönliche Teilnahme verbindet, ist das Bußsakrament. Einerseits ist das Beichtthören jenen vorbehalten, die dazu vom Bischof die Jurisdiktion erhalten haben, und wenn die Priester die Losprechung geben, dann tun sie es nicht im eigenen, sondern im Namen Gottes. Andererseits ist eine persönliche Teilnahme von seiten des Pönitenten erfordert. Das Sakrament hat sich in Analogie zu einem Gerichtshof entwickelt; es ist das Gewissensforum, wo der Priester als Richter amtiert, aber dem

Pönitenten ist es verwehrt, sich durch einen Rechtsbeistand vertreten zu lassen. Nichts in der Sakramententheorie als solcher rechtfertigt diese Regel. Schließlich kann die Ehe sakramental durch Stellvertretung geschlossen werden. Stellvertretende Wiedergutmachung war vorherrschend in der Erlösungstheologie. Umwandlung von körperlichen Bußen in Geldstrafen war in der Vergangenheit eine feste Praxis. Warum sollte einer nicht seine Sünden und seine Reue durch einen Anwalt bekennen können und seine Buße durch einen Berufspönitenten erfüllen? Im kollektiven Empfang der Absolution wird ein Schritt in dieser Richtung getan. Ist es nur Gewohnheit, die eine Einführung von Anwälten für die Pönitenten grotesk erscheinen läßt?

Ehe

Die Ehe und die Vertretung sind für uns so selbstverständlich, daß es eines Denkanstoßes bedarf, um zu realisieren, wie weit sie eine Schöpfung des Rechtes sind. Zweifellos würden auch ohne Gesetz Mann und Frau zusammenleben, aber wenn das Gesetz nicht einzelne Wörter und Handlungen als Zeichen für eine öffentliche Verpflichtung eines Mannes und einer Frau füreinander bezeichnen würde, wie würde sich die Ehe von andern Formen geschlechtlicher Verbindung unterscheiden? Ebenso wie die Sklaverei, die Sachwalterschaft oder die Vertretung hängt die Ehe für ihre Definition und für die Erkenntnis ihrer konstituierenden Elemente von einem rechtlichen System ab.

Zwei Eigentümlichkeiten der Ehe im sakramentalen System der Vertretung sind bemerkt worden. Gottes Vertreter können ihre Funktion an Stellvertreter delegieren. Zugleich aber ist es wichtig, wer die Vertreter sind. Wenn nämlich ein Irrtum in der Person vorliegt, dann ist die Ehe ungültig und das Sakrament nicht gespendet. Die Spender des Sakramentes verleihen es nicht bloß, sie sind in ihre Handlung miteinbezogen; sie sind persönlich im Auftrag engagiert. Die Möglichkeit einer Ehe durch Stellvertretung ist zweifellos eine kleinere Anomalie, ein Überbleibsel aus einer Zeit, als die Heirat noch mehr ein Familienvertrag war und weniger eine individuelle Verpflichtung, und sie ist jetzt völlig zu eliminieren, weil nun ein volleres Verständnis von Ehe zum Zuge kommt.

Aber eine andere Besonderheit der sakramentalen Ehe, nämlich daß es bei ihr darauf ankommt, wer die Spender des Sakramentes sind und daß sie die Spender für ihren Akt haftbar macht, scheint weder trivial noch anachronistisch zu sein. Sie zeigt, daß die entpersönlichte Vertretung für das sakramentale System nicht wesensnotwendig ist. Gott muß seine Gnade nicht durch austauschbare Chiffren verleihen. Wenn die Vermenschlichung des Menschen ein Anwachsen jener Akte, die nur ein Individuum tun kann, bedeutet – also nicht nur Essen, Schlafen, Kopulieren, sondern auch Lieben und Erkennen –, dann wäre die Aufgabe des Kirchenrechtes bezüglich der Humanisierung des Menschen wohl die, das Persönliche wachsen zu lassen und das Unpersönliche zu reduzieren. Oft beinhaltet die Ausnahme einer Regel das wahre Prinzip. Könnte die Ehe der Modellfall für die auferlegte Verantwortung in der Sakramentspendung werden? Die Spender dieses Sakramentes nehmen es frei auf sich, das Bild einer neuen Beziehung zu schaffen. Ihre Einigung ist ein Zeichen, das nur dann sichtbar wird, wenn es in ihren Handlungen als menschliche Personen verkörpert ist. Ist Vertretung der beste Begriff, um eine solche Beziehung oder die sakramentale Beziehung der Glieder der christlichen Gemeinde untereinander und zu Christus zu erklären?

Die Ehe würde, wenn sie als Modell genommen würde, ein anderes Beispiel bieten. Sie funktioniert nicht wie die Sklaverei, Sachwalterschaft oder Vertretung, sondern wie eine Begegnung zweier Menschen, die durch Analogie repräsentativ sind und deren Handlungen durch gegenseitige Zustimmung einander zu eigen werden.

In der Genesis wird uns gesagt, daß der Mensch in Ähnlichkeit geschaffen wurde. In den Evangelien ist die Ähnlichkeit zum höchsten Grad geführt: «Wer mich sieht, sieht den Vater» (Jo 14, 9). Der Begriff ist nicht der einer Vertretung. Möglicherweise sollten Aussagen wie «Wer eines dieser kleinen Kinder in meinem Namen aufnimmt, nimmt mich auf» analog nicht im Sinn von Vertretung, sondern im Sinn von Ähnlichkeit verstanden werden. Sogar die ekklesiologischen Texte «Wer auf euch hört ...» – «Was immer ihr binden werdet ...» vertragen vielleicht eine solche Lesart. Die Aufmerksamkeit ist dabei auf die handelnde Person gerichtet, insofern sie konform ist mit der Person Christi. Der klassische Ausdruck *alter Christus* trifft hier zu.

Sklaverei, Sachwaltertum und Vertretung sind rechtliche Konstruktionen, welche menschliche Interaktion möglich machen durch Stellvertreter, indem sie eine Person als größer oder

kleiner als eine andere betrachten. Die eine Seite christlichen Denkens hat, indem sie die Ungleichheiten und Unterschiede in den Beziehungen der Leute einfach akzeptierte, durch solche Linderungsmittel noch das Beste aus ihnen gemacht. Für dieses Denken ist menschliche Begegnung nur durch solche Fiktionen, solche Spiele möglich; die wirklichen Vorgänge sind überirdisch. Die andere Seite christlichen Denkens hat den einmaligen Charakter jeden Menschenlebens auf Erden betont, und sie hat jedes einmalige Wesen hier mit andern durch die Bande der Liebe verbunden verstanden. Aber auch so steht der Mensch nicht für sich selbst, sondern als ein Bild. In der Sprache des Johannes werden wir nicht mehr als Sklaven, sondern als Freunde angesprochen. Unsere Handlungen sind die eines andern nicht durch eine rechtliche Fiktion, sondern durch Ähnlichkeit.

John T. Noonan, Berkeley, USA

(Übersetzung von Karl Weber)

DER KRIMI-FIKTION DES VERBRECHENS

Die Wertschätzung der Kriminalliteratur steckt in einem merkwürdigen Dilemma. Auf der einen Seite wird sie mit pädagogischem Pathos als Schule des Verbrechens und seelische Umweltverschmutzung angeprangert. Auf der anderen Seite gehören Wirtschaftsmanager, Politiker und Intellektuelle von Bismarck bis zu Konrad Adenauer und Romano Guardini zu ihrem treuesten Leserkreis. 1963 wurde die Gesamtzahl der in deutscher Sprache verbreiteten Kriminalromane auf 15 Millionen Exemplare geschätzt, und es kamen in jenem Jahr ungefähr 800 neue Titel auf den Markt. Die Zahl der Leser von Kriminalromanen wird ein Vielfaches davon betragen, wenn man bedenkt, daß gerade diese Bücher mit Vorliebe ausgeliehen und weitergegeben werden. Der Kriminalroman wird für gewöhnlich nur einmal gelesen. Übrigens ist die Produktion in den letzten zehn Jahren sprunghaft angestiegen, was vermutlich auch mit der Bildungsexplosion zusammenhängt. Immer mehr Leute erreichen jenes intellektuelle Niveau, welches offenbar die Voraussetzung dafür ist, daß man in der Lektüre von Kriminalromanen Vergnügen und Entspannung findet.

Vom Kriminalroman zur Detektivgeschichte

Der Kriminalroman ist eine verhältnismäßig junge Literaturgattung. Größere und vor allem kleinere Delikte kommen in der Schwankliteratur des Mittelalters und in den Schelmenromanen des 17. Jahrhunderts immer wieder vor, um nur Boccaccio, Rabelais, Cervantes, Lesage und Grimmelshausen zu nennen. Ebenso in den Ritter-, Gespenster- und Schauerromanen des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts, wofür «Rinaldo Rinaldini, der Räuberhauptmann» 1797f. von Goethes Schwager Ch. A. Vulpius als ein Beispiel für viele gelten darf.

Zu einem pädagogischen und psychologischen Problem wurde der Verbrecher erst für die Aufklärung. Das Vorhandensein asozialer Elemente paßte schlecht zu der optimistischen Vorstellung von der bestmöglichen aller Welten und verlangte nach einer rationalen Begründung. G. Pitavals «*Causés célebres et intéressantes*» 1734 und L. S. Merciers «*Tableau de Paris*» 1781f. lieferten neuen Stoff zu Erklärungsversuchen für das kriminelle Verhalten des Verbrechers. Zur deutschen Ausgabe Pitavals 1792 schrieb Schiller die Vorrede und plante selbst einen großen Polizeiroman, der in Paris spielen sollte. Das Bestreben, rechtfertigen und entschuldigen zu wollen, zeigt sich deutlich in Schillers Novelle «Der Verbrecher aus verlorener Ehre» 1785. Einleitend heißt es dort: «In der ganzen Geschichte des Menschen ist kein Kapitel unterrichtender für Herz und Geist als die Annalen seiner Verirrungen. Bei jedem

großen Verbrechen war eine verhältnismäßig große Kraft in Bewegung. Wenn sich das geheime Spiel der Begehrungskraft bei dem matten Licht gewöhnlicher Affekte versteckt, so wird es im Zustand gewaltsamer Leidenschaft desto hervorspringender, kolossalischer, lauter; der feinere Menschenkenner ... wird manche Erfahrung aus diesem Gebiete in seine Seelenlehre herübertragen und für das sittliche Leben verarbeiten.» Hier und in Schillers Erzählung «Der Geisterseher», in der Tragödie «Die Räuber» ist der tapfere Brigant weit wichtiger als der Verfolger. Denn es geht ja eigentlich um eine Theodizee, um die Rechtfertigung der von Gott geschaffenen Weltordnung mit Hilfe vernünftiger Einsicht. Darum betont Schiller in derselben Einleitung: Wir müssen mit dem Delinquenten «bekannt werden, eh' er handelt; Wir müssen ihn seine Handlung nicht bloß vollbringen, sondern auch wollen sehen. An seinen Gedanken liegt uns unendlich mehr als an seinen Taten, und noch weit mehr an den Quellen dieser Gedanken als an den Folgen jener Taten».

Dazu kommt, daß der Pietismus im 18. Jahrhundert Methoden der Selbstbeobachtung differenzierte und durch die Verbindung mit religiösen Maßstäben jener Kriminalliteratur den Weg bereitete, in welcher die Grenzen zwischen Verbrechen und Sünde, zwischen Geisteskrankheit und Schuld teilweise verschwimmen. So zum Beispiel Kleists «Michael Kohlhaas», besonders bei dessen großem Gespräch mit Martin Luther über Maß und Übermaß der Gerechtigkeit. Ferner E. T. A. Hoffmanns «Das Fräulein von Scudéry», wo die Verbrechen des Goldschmieds René Cardillac auf magisch-hypnotische Ursachen zurückgeführt und die Unschuld seines verdächtigen Gehilfen Olivier Brusson ins hellste Licht gerückt werden. Oder Droste-Hülshoffs «Die Judenbuche», worin die Genesis des Holzfrevlers und Mörders Friedrich Mergel durch widrige soziale und psychologische Einflüsse sowie durch eine falsche Rechtsordnung und Strafpraxis motiviert wird. Die Dichterin will ihre Novelle ausdrücklich als «Sittengemälde» verstanden wissen. Um die Analyse der ethischen Motivation des Verbrechers geht es auch in Dostojewskijs Roman «Schuld und Sühne» 1866, der, wie der Titel andeutet, sogar noch die Läuterung und Bekehrung Raskolnikows miteinschließt, und in Georges Bernanos' «Ein Verbrechen» 1935, wobei kriminalistische Aspekte in metaphysische, ja theologische Sphären hineinragen. «Der Kriminalroman schwingt sich auf eine höhere Stufe», meinte Bernanos.

Diese sittlich-psychologische «Überhöhung» dürfte auch ein Grund dafür sein, warum man in dem bisher Gesagten noch recht wenig von dem bemerkt, was man unter einem Detektivroman im landläufigen, modernen Sinn versteht. Das Interesse am Verbrecher hat um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert

den Kriminalroman hervorgebracht oder besser: die Kriminalnovelle. Das Verbrechen stellte sich ganz von selbst als die von Goethe für die Novelle geforderte «unerhörte Begebenheit» dar. Die Breite des Romans indes erwies sich sehr bald als dem dramatischen Spannungscharakter des Geschehens abträglich. Aus der Kriminalnovelle hat sich dann im 19. Jahrhundert die Detektivgeschichte als ein Spezialfall der Gattung herausentwickelt, welcher ungleich erfolgreicher werden sollte als sein Vorläufer. Namentlich in England und Amerika unterscheidet man zwischen crime stories und detective stories, wie ja überhaupt die Detektivgeschichte eine Domäne in erster Linie des angelsächsischen, in zweiter Linie des französischen Raumes geworden ist.

Rekonstruktion des Unerzählten

Der Unterschied liegt zunächst in der Erzählperspektive. Der Kriminalroman erzählt die Geschichte eines Verbrechens, der Detektivroman die der Aufdeckung eines Verbrechens. Der erstere erzählt von Anfang an, der letztere vom Ende her. Dieser Unterschied hat weitreichende Folgen. Im Kriminalroman wird der Verbrecher dem Leser früher bekannt als die Tat, und der Hergang der Tat sowie ihre Motive früher als der Ausgang. Im Detektivroman ist die Reihenfolge umgekehrt. Wenn dem Leser der Täter bekannt wird, ist der Roman unweigerlich zu Ende. Und auch den Ausgang der Tat erfährt er früher als ihren Hergang und früher als ihre Motive. Das bedeutet eine Verengung der Erzählperspektive, weil alle anderen psychologischen, sozialen, historischen, phantastischen Momente der Entzifferung des aufgegebenen Rätsels untergeordnet werden, zugleich aber auch eine Präzisierung der Erzählweise. Denn der Prozeß des «detegere» ist durch die schmale Tatsache eines Verbrechens vorbestimmt, mag er auch durch Intuition und Erfindungsgabe vielfach variiert werden. Der logisch-analytische Vorgang hat seine Grundregeln, welche unmerklich, aber unausweichlich in die episch-dramaturgischen Regeln für den Aufbau eines Detektivromans übergehen. Ernst Bloch nannte das: «Rekonstruktion des Unerzählten».

Als Urform dieser analytischen Technik wird mit Recht Sophokles' «König Ödipus» angesehen. Die Fabel lebt von der Aufklärung des längst Geschehenen. Der unwissende Mörder seines Vaters, der unwissende Gatte seiner eigenen Mutter, dessen «Schuld» die Pest nach Theben bringt, ist Jäger und Beute zugleich. Dieselbe Technik finden wir in Kleists Komödie «Der zerbrochene Krug» und in seiner raffinierten Kriminalnovelle «Der Zweikampf». Der Leser einer Detektivgeschichte kann völlig beruhigt sein. Wenn er zu Beginn von einem unerklärlichen Verbrechen erschreckt wird, weiß er a priori, daß der Autor um die Lösung des Problems Bescheid weiß. Allein deshalb schreibt er ja, um den Fall nach rückwärts aufzurollen.

Doch damit sind wir erst bei der analytischen Erzähltechnik des Detektivromans. Es wandelte sich aber auch der Held der Geschichte. Bei Schiller, E. T. A. Hoffmann, Kleist, Droste-Hülshoff und Dostojewskij steht der Verbrecher im Vordergrund der Anteilnahme, beim modernen Detektivroman der Entdecker des Verbrechens, der Detektiv. In dem Maße nämlich, wie der bürgerliche Leser des realistischen und ordnungsliebenden 19. Jahrhunderts das Interesse an dem anarchischen «edlen Räuber» verlor, wandelte sich der Polizeiaгент aus einem «Schergen» und «Häscher» in einen Hüter von Recht und Besitz. Paris und London waren die Städte, in denen das Polizeiwesen seine moderne Form fand. François Vidocq (1775–1857), Bagnosträfling, Geheimagent, Verkleidungskünstler und Kenner der Unterwelt, der die Verbrecher mit ihren eigenen Waffen schlug, war einer der ersten Chefs der Pariser Sûreté. 1829 schuf der Innenminister Sir Robert Peel in London die 1000 Mann starke Metropolitan Police. Sie wurde – nach einer Seitenstraße von Whitehall Place – Scotland Yard

genannt. Dort befand sich seit 1843 auch die Detektivzentrale, das Criminal Investigation Department, CID. 1890 zog Scotland Yard um ans Themseufer in die Nähe der Westminster-bridge und heißt seitdem offiziell New Scotland Yard. Es ist kein Zufall, daß in den USA, wo die Polizei nie Werkzeug reaktionärer Unterdrückung gewesen war und die Verfolgung der Verbrecher häufig in privaten Händen lag, ein neuer Kriminalheld entstand: der Pariser Privatdetektiv Auguste Dupin in der ersten modernen Detektivgeschichte «The Murders in the Rue Morgue» 1841 von Edgar Allan Poe.

Ein Muster von List und Deduktion

In dieser berühmten «Detective Story» – den Namen erhielt die Gattung 1883 von Anne Katherine Green – sind bereits alle wesentlichen Merkmale unseres «Krimis» enthalten:

► Der Detektiv tritt auf: ob es sich nun um einen privaten handelt, wie Conan Doyles Sherlock Holmes und dessen gutmütigen Freund Dr. Watson, oder um einen Amateur, wie G.K. Chestertons Pater Brown, oder um einen staatlichen, wie G. Simenons Kommissar Maigret, der selber der Polizei angehört. Ohne ihn gibt es keine Lösung des Rätsels. Seine erzähltechnische Funktion besteht darin, zwischen der «Rekonstruktion des Unerzählten», die er betreibt, und dem Leser, der sie erwartet, zu vermitteln. Aus dieser Vermittlerrolle stammt die erzählerische Bewegung. Der Lösung um die Wette zuzustreben, macht den Reiz dieser Geschichten aus.

► Ein Verbrechen liegt vor. Es kann zuerst ganz einfach oder schon geklärt aussehen und wird dann erst schwierig oder verweist auf das bisher verborgene, eigentliche Verbrechen. Das klassische Schema von Agatha Christie – «Der rote Kimono», «Tod in Mesopotamien», «Tod in den Wolken» und viele andere – beginnt mit einer Situation, die jede Klärung auszuschließen scheint. Es kann auch am Anfang die Verhinderung eines Verbrechens stehen, zum Beispiel die Verhinderung eines Justizmordes – ein beliebtes Sujet der amerikanischen Krimis. Je seltsamer und ungewöhnlicher, desto besser!

► Es gibt einen Verbrecher. Der Orang-Utan in Poes Musterbeispiel ist kein exotisches Relikt, vielmehr notwendiger Bestandteil der überraschenden Lösung. Der Meisterdetektiv muß in der Regel seinen Verstand mit einem gleichwertigen Gegner messen. Dupins Scharfsinn zeigt sich gerade darin, daß er ein unheimliches, unberechenbares Vieh zu bekämpfen hat.

► Es gibt das Dénouement, die dramatische Enthüllung. Sie soll mit möglichst viel List, logischer Deduktion, Geist und Witz geleistet werden und mit möglichst wenig Brutalität, Gewaltanwendung. Aller Dramaturgie zum Trotz darf der Leser bis zum Schluß nicht mehr wissen als die Personen der Handlung. Das erfordert eine genaue Planskizze, die nur vom Ende her angelegt werden kann und alles auf diesen einen Punkt hin ausrichtet. Die Lösung jedoch soll unerwartet, elegant und plausibel sein. Poe nannte seine Geschichten «Novels of ratiocination».

Diese Schmalspurigkeit und Konstruiertheit der Detektivgeschichte führen zwar zu einer gewissen Intensität, freilich ebenso zum Verlust an Substanz und zur Erschöpfung der Motive. Das erklärt auch, weshalb Erotik, lyrische Stimmung, poetische Schilderung und dergleichen in Detektivromanen kaum eine Rolle spielen dürfen. Darum haben manche Autoren, wie Edgar Wallace, versucht, zum reinen Abenteuerroman mit einem Gentleman-Verbrecher zurückzukehren. Andererseits werden bei aller Realistik und Logik der Erzählung immer ausgefallener, utopischere Arten des Verbrechens, der Lösungsmethode usw. erfunden bis zum Science-Fiction-Krimi, weshalb sich die Detektivgeschichten zumeist als unrealistischer Schein entpuppen, die mit echten Kriminalfällen nur wenig gemein haben. Kriminalwissenschaftler kennen diese Diskre-

panz sehr wohl. Das Rätselspiel der Detektivgeschichte benötigt eine fiktive Welt, die aber aus nachprüfbaren Fakten ein geschlossenes Spielsystem konstruiert. Ihre Lektüre bedeutet also nur selten eine Schule des Lasters, eher eine Schule der Phantasie, allerdings in einem ziemlich begrenzten Rahmen.

Roman und Antroman

Es ist bemerkenswert, daß die so erfolgreiche Detektivgeschichte – wie überhaupt der massenhaft verbreitete Trivialroman – in krassem Gegensatz steht zu einer dominierenden Tendenz in der modernen Kunst-Epik. Jene erzählt bei aller fiktiven Konstruiertheit durchaus realistisch, auf den Inhalt bezogen. Diese stellt das Erzählen selbst in Frage, auf die Zerstörung oder Veränderung der traditionellen Form bedacht. Robert Musil schrieb 1932 in einer Notiz zu seinem «Mann ohne Eigenschaften»: «Die Geschichte dieses Romans kommt darauf hinaus, daß die Geschichte, die in ihm erzählt werden sollte, nicht erzählt wird.» Desgleichen Max Frisch: «Mein Name sei Gantenbein» ist der Titel seines Romans, aber der Held könnte ebensogut Enderlin oder Svoboda heißen. «Ein Mann hat eine Erfahrung gemacht, jetzt sucht er die Geschichte seiner Erfahrung ... Ich probiere Geschichten an wie Kleider» (Suhrkamp 1966, Seite 9 und 30). Martin Walser in «Das Einhorn» und Peter Handke in «Die Hornissen», beide 1966 erschienen, erheben die Unmöglichkeit, einen konventionellen Roman zu schreiben, das heißt, zu berichten, wie es wirklich war, zum Hauptthema der Erzählung. Auch Uwe Johnson bringt es nicht weiter als bis zu bloßen «Mutmaßungen über Jakob» (1959). Die Beispiele ließen sich leicht vermehren. Es ist ein ähnlicher Vorgang wie in der bildenden Kunst, die im Gegensatz zu früher abstrakt geworden ist, so daß man nicht mehr weiß, «was sie darstellen soll».

Man kann nun mit Wolfgang Kayser von der «Krise des modernen Romans» oder allgemeiner mit Hans Sedlmayr vom «Verlust der Mitte» sprechen. Eines steht jedoch außer Zweifel: daß derartige verfremdende Sprach- und Erzählexperimente für Detektivgeschichten in keiner Weise taugen. Franz Kafkas 1925 erschienener Roman «Der Prozeß» beginnt zwar wie ein echter Krimi mit der Feststellung: «Jemand mußte Josef K. verleumdet haben, denn ohne daß er etwas Böses getan hätte, wurde er eines Morgens verhaftet.» Gewiß hatte Kafka gar nicht die Absicht, einen Kriminalroman zu schreiben. Indes wird im Verlauf der Erzählung jede, auch die geringste Spur einer Lösung des Rätsels peinlich vermieden, obwohl Josef K. alle erdenklichen Anstrengungen dazu unternimmt, so daß er am Schluß verzweifelt fragt: «Wer war es? Ein Freund? Ein guter Mensch? Einer, der teilnahm? Einer, der helfen wollte? War es ein einzelner? Waren es alle? War noch Hilfe? Gab es Einwände, die man vergessen hatte? Gewiß gab es solche. Die Logik ist zwar unerschütterlich, aber einem Menschen, der leben will, widersteht sie nicht. Wo war der Richter, den er nie gesehen hatte? Wo war das hohe Gericht, bis zu dem er nie gekommen war?» Das Paradox der unbeantworteten Fragen wird dadurch noch ins Unerträgliche gesteigert, daß Josef K. von zwei Herren in Gehröcken und mit Zylinderhüten in einem Steinbruch vor der Stadt mit zeremoniellem Ernst hingerichtet wird. Kafka fehlt eben der Glaube an die Errechenbarkeit des Lebens, an eine Weltordnung, die nur dann sinnvoll ist, wenn sie nach der von einem Verbrechen verursachten Unordnung durch logische Rekonstruktion wiederhergestellt werden kann.

Anti-Kriminalromane im wahrsten Sinn des Wortes schrieb Alain Robbe-Grillet, bezeichnenderweise ein aufmerksamer Leser Kafkas. In seinen beiden Romanen «Les Gommés» 1953 (deutsch: Ein Tag zuviel, 1954) und «Le Voyeur» 1955 (deutsch: Der Augenzeuge, 1957) geht es um ein Verbrechen. In «Les Gommés» ist der Held Polizeinspektor Wallas, in «Le Voyeur» ein Hausierer, der an einem einzigen Tag auf einer Insel umherzieht. Eine Geschichte erhalten sie, indem

sie – vermutlich? wahrscheinlich? – einen Mord begehen. Er wird nur im Spiegelbild der Gegenstände nahegelegt. Robbe-Grillet bezeichnet weder Beweggründe noch Zusammenhänge. Seine Erzähltechnik besteht in buchstäblich oberflächlichen Dingassoziationen, in einer rigorosen Phänomenologie, die nur die nackte Faktizität von Dingen, Gebärden und Vorgängen beschreibt, ihre sinn-lose Außenseite. Es bleibt dem Leser überlassen, die isolierten Mosaiksteine zu einem Bild zusammenzusetzen – oder auch nicht.

In ähnlicher Absicht hat Peter Handke die zum Klischee erstarrten Strukturen der Gattung Detektivgeschichte aufgegriffen und sie durch Bewußtmachung als leere Formalitäten zu entlarven unternommen. In «Der Hausierer» (1967) sind beide Ebenen, die Vorführung der literarischen Struktur und ihre Widerlegung im Erzählvorgang, säuberlich voneinander getrennt, auch im Schriftbild. Er bemerkt einleitend in ganz konventionellem Sinn: «Die Mordgeschichte beginnt, wie alle Geschichten, als die Fortsetzung einer anderen Geschichte ... einer nicht vorhandenen Geschichte.» Aber anstatt nun Licht in dieses Dunkel zu bringen, fährt er fort: Die Mordgeschichte «bestimmt ihre Gegenstände so, daß deren Verhältnis zueinander unbekannt und rätselhaft bleiben muß ... Sie besteht in einem Spiel mit möglichen Beziehungen der Gegenstände zueinander ... in einem Versteckspiel der Sätze» (Suhrkamp 1968, Seite 7 f.). Handke verlegt somit das Rätsel und seine mögliche beziehungsweise unmögliche Lösung von der Ebene der Realität, welche den Leser von Detektivgeschichten einzig interessiert, auf die Ebene der Sprache, die den Germanisten oder Linguisten interessieren mag. Noch klarer tritt diese Tendenz in seinem Roman «Die Angst des Tormanns beim Elfmeter» (1970) zutage. Dazu notiert Handke in einem Brief: «Das Prinzip war, zu zeigen, wie sich jemandem die Gegenstände, die er wahrnimmt, infolge eines Ereignisses (eines Mordes) immer mehr versprachlichen und, indem die Bilder versprachlicht werden, auch zu Verboten und Geboten werden ... Der Fortgang der Geschichte richtet sich nicht danach, was im 2. Satz geschehen könnte, sondern was für ein Satz der 2. Satz nach dem 1. sein müßte: jetzt muß etwa ein Folge-Satz kommen, und nach diesem ein Relativ-Satz, nach diesem notwendig ein Final-Satz. Danach ergibt sich die Geschichte» (Text und Kritik, Oktober 1969, Seite 3 f.). Im Roman sieht diese grammatikalische Akrobatik dann so aus: «Er ging weiter, weil – Mußte er das Weitergehen begründen, damit –? Was bezweckte er, wenn –? Mußte er das «wenn» begründen, indem er –? Ging das so weiter, bis –? War es schon so weit, daß –? Warum mußte daraus, daß er hier ging, etwas gefolgert werden? Mußte er begründen, warum er hier stehenblieb? Warum mußte er, wenn er an einem Schwimmbad vorbeiging, etwas bezwecken? Diese (so daß), (weil) und (damit) waren wie Vorschriften; er beschloß, sie zu vermeiden, um sie nicht – ... Nicht ein Schrei erschreckte ihn, sondern ein auf den Kopf gestellter Satz am Ende einer Reihe von gewöhnlichen Sätzen. Alles kam ihm umgetauft vor» (Suhrkamp 1970, Seite 121). Der hier demonstrierten Verunsicherung des syntaktischen Gefüges entspricht die zunehmende Selbstverfremdung des Menschen in der modernen Welt. Sprache funktioniert hier wie ein automatischer Reflex – «Ein Satz ergab den nächsten Satz» (Seite 79) –, hinter dem die Wirklichkeit verschwindet. Handke geht es darum, die gegenseitige Bedingtheit von Sprachverfall und Realitätsverfall zu zeigen. Dazu eignet sich eine Kriminalgeschichte besonders gut: sie wird nämlich dadurch schlechterdings unmöglich.

Im Gegensatz zu solchen und ähnlichen Experimenten setzt die Detektivgeschichte eine heile Welt voraus. Für sie ist die Sprache kein Problem, sondern ein vorgefundenes, bereitliegendes, intaktes Instrument zur Sinn und Ordnung stiftenden Bewältigung der Vergangenheit. Darin mögen die Detektivromane altmodisch und rückständig erscheinen, sie sind in einem anderen Bezug nichtsdestoweniger zeitgemäß. Die De-

tektivgeschichte ist eine erbauliche Exempelerzählung mit einem Weisheitsrätsel und ist eher in der Nachbarschaft einer säkularisierten Legenden- und Allegorienliteratur angesiedelt als in der des historischen, psychologischen oder nachrealistischen Romans. Sie befriedigt ein elementares Bedürfnis des demokratischen Bürgertums nach Frieden, den Augustinus als «tranquillitas ordinis» definiert hatte.

Der französische Soziologe Emile Durkheim sagt im Vorwort zu den «Regeln der soziologischen Methode» 1895: «Wenn es keine Verbrechen geben sollte, dann müßten die Individuen in einem ausgedehnteren Maße nivelliert werden, als es möglich und wünschenswert ist. Sollte es hingegen keine Strafen geben, so müßte man einen Mangel an moralischer Homogenität dulden, welcher mit der Existenz einer Gesellschaft unvereinbar ist.» Beide Postulate erfüllt die Detektivgeschichte: die Unordnung des Verbrechens sowie die Wiederherstellung der Ordnung durch den Detektiv. In patriarchalischen und autoritären Staaten, wo der Bürger der Obrigkeit passiv gegenübersteht, kann die Detektivliteratur nur schlecht gedeihen oder wird verboten wie in den Ostblockländern. Auch der Nationalsozialismus stand ihr ablehnend gegenüber. In einem programmatischen Artikel «Über den Detektivroman», erschienen in der «Bücherei», der Zeitschrift der «Reichsstelle für das Volksbüchereiwesen», Juli/August 1940 steht: «Der Detektivroman in seiner bisherigen Gestalt ist ein spezifisches Erzeugnis der bürgerlichen Gesellschaft kapitalistischer, westlicher und vor allem angelsächsischer Prägung», wobei just «die positivistisch-analytische Denkform des Detektivromans» kritisiert wird. Überhaupt haben der tierische Ernst und metaphysische Tiefsinn der Deutschen keine nennenswerte Produktion von Detektivgeschichten zugelassen.

Das Gute siegt, das Böse wird dezent beseitigt

Deren Lektüre berührt ja nur eine gewisse intellektuelle Oberflächensphäre des Geistes. Das Rätselraten ist keine wirkliche Arbeit, der abgespannte Leser will es auch gar nicht vornehmen, sondern es sich vom Detektiv resp. vom Autor abnehmen lassen und sich selbst überrascht sehen. Er will lösbare Probleme in einer überschaubaren und gerechten Welt vorgespielt

Die heutige Ausgabe ist eine Doppelnummer 15/16. Die nächste Ausgabe, Nr. 17, wird Mitte September erscheinen.

Herausgeber: Institut für weltanschauliche Fragen
Redaktion: Ludwig Kaufmann, Raymund Schwager, Karl Weber, Ladislaus Boros, Jakob David, Albert Ebnetter, Mario von Galli, Robert Hotz, Josef Renggli

Anschriften von Redaktion und Administration: Scheideggstr. 45, CH-8002 Zürich, ☎ (01) 36 07 60

Bestellungen, Abonnemente: Administration

Einzahlungen: Schweiz: Postcheck 80-27842 – Deutschland: Postscheck Stuttgart 62 90-700 (Orientierung), Zürich – Österreich: Sparkasse der Stadt Innsbruck, Scheckkonto Nr. 133.629 (Vermerk 0001/268499 (Orientierung)) – Frankreich: Crédit Commercial de France, CCP 1065, (Orientierung) C.E. Suisse No 020/081.7360 – Italien: Postscheckkonto: Roma 1/28545 (Orientierung) Zürich

Abonnementspreise: Ganzes Jahr: Fr. 22.— / Ausland: sFr. 25.— / DM 22.— / öS 160.— / FF 35.— / Lit. 4300.— / US \$ 8.—

Halbjahresabonnement: Fr. 12.50 / Ausland: sFr. 14.— / DM 12.50 / öS 85.—

Studenten-Abonnement: Schweiz Fr. 13.50 / Ausland: sFr. 15.— / DM 13.50 / öS 95.— / Lit. 2600.—

Gönnerabonnement: sFr./DM 30.— (Der Mehrbetrag von sFr./DM 8.— wird dem Fonds für Abonnemente in Länder mit behindertem Zahlungsverkehr zugeführt.)

Einzelheft: sFr./DM 1.50 / öS 9.—

bekommen, in der das Gute durch Vernunftschlüsse siegt und das Böse, wenn nicht ergründet, so doch auf chevalereske und dezente Weise beseitigt wird. In der Einleitung zu «The Murderers in the Rue Morgue» hebt E. A. Poe die Vorzüge des Damespiels gegenüber dem Schachspiel hervor. In diesem sei das intuitive Moment, überhaupt alles außerhalb des genau Kalkulierbaren Liegende stärker ausgeprägt, wogegen in jenem das rein Rechnerische der totalen Analyse weit zugänglicher sei. Eben darin bestünde die nähere Verwandtschaft des Detektivromans zum Damespiel als zum Schachspiel.

Der Amateurdetektiv in dem Roman «Tat auf Tat» (1959) von Cecil Day Lewis, der unter dem Pseudonym Nicholas Blake publiziert, bringt die kriminalistischen Fähigkeiten mit der klassischen humanistischen Bildung in Verbindung. Auf die Frage: «Warum geben Sie sich mit Kriminalfällen ab?» antwortet er: «Wenn Sie jemals ... einen lateinischen Text einfach so vom Blatt weg haben übersetzen müssen, werden Sie wissen, daß das eine genaue Parallele zu kriminalistischen Untersuchungen ist. Sie haben einen langen Satz vor sich mit lauter verdrehten Wortstellungen. Zuerst kommt er einem vor wie ein wilder Vokabelhaufen. Und genau so kommt einem ein Kriminalfall auf den ersten Blick vor. Das Subjekt ist ein Ermordeter; das Prädikat ist der modus operandi – die Art der Ausführung des Verbrechens; das Objekt ist das Motiv. Das sind die drei Hauptelemente jedes Satzes und jedes Kriminalfalles. Zunächst sucht man nach dem Subjekt, dann schaut man sich nach dem Prädikat um, und die beiden zusammen führen einen dann zum Objekt. Aber damit hat man noch nicht den Verbrecher gefunden – den Sinn des ganzen Satzes. Da ist eine Anzahl von Nebensätzen, die Anhaltspunkte sein können oder auch falsche Fährten, und man muß in seinem Kopf die einen von den anderen trennen und sie dann wieder so zusammensetzen, daß sie auf den Sinn des Ganzen passen und ihn genauer ausführen. Es ist ein Exercitium in Analyse und Synthese – die allerbeste Vorübung für Detektive.»

Mag vielleicht der eine oder der andere Bildungsphilister einwenden, dieser Vergleich sei etwas zu hoch gegriffen. Immerhin ist die Detektivgeschichte trotz der lakonischen Anonymität der Sprache, trotz der simplifizierenden Reduktion der Psychologie, der «unkünstlerischen» Beschreibung und der einförmigen Schematik des Aufbaus zu einer unglaublich vielfältigen und einfallsreichen Literaturgattung geworden. Gerade in der Beschränkung zeigt sich der Meister. Jedenfalls hat sich in der Detektivgeschichte einer der seltenen in sich abgeschlossenen Bereiche der neueren Literatur entfaltet.

Die Meinungsforschung sagt uns, daß die Fernseh-Krimis eine sehr hohe Zuschauerfrequenz aufweisen. Das hat aber, wie die Statistiken lehren, der Lektüre von Detektivgeschichten keinerlei Abbruch getan. Im Gegenteil, es hat manche bisherigen Kostverächter neu dazu gewonnen. Die Detektivgeschichten sind heute beinahe zu einer Ware, zu einem Konsumartikel geworden, wo die Regeln von Angebot und Nachfrage durchaus befriedigend funktionieren. Es handelt sich hier um etwas, was so viele Kritiker der modernen Literatur vermissen: nämlich um legitimen Lesestoff für alle.

Georg Bürke, Wien-Kalksburg

Zur Titelseite

Der Versuch mit der Methode von Paolo Freire (über diese vgl. «Orientierung» Nr. 3/1972, Seiten 38 und 39 f.) hebt sich vom staatlichen Alphabetisierungsprogramm des Libanon deutlich ab. Dessen Budget erlaubt zwar relativ hohe Gehälter für die Lehrer, aber das offizielle, aus Algerien eingeführte Lehrmittel verfängt bei den Leuten nicht. Es lehrt das Alphabet anhand einer konstruierten Fortsetzungsgeschichte mit agrarischem Hintergrund, der nichts mehr mit dem heutigen Leben der Slumbewohner zu tun hat. Für die soziale Arbeit in La Quarantaine, obwohl sie auch sonst kaum Unterstützung durch den Staat erhält, bestehen derzeit bedeutende Erweiterungsprojekte, von denen eines dem Schweizer Fastenopfer vorliegt. Weitere Auskunft bei: F. J. Mulder SJ, Université Saint Joseph, B. P. 293, Beyrouth, Liban.